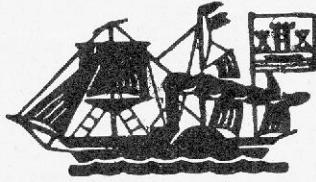


Memeler Dampfboot

Die Heimatzeitung aller Memelländer

1 V 4694 E

Erscheint monatlich einmal an jedem 20. --
Vierteljährlicher Bezugspreis durch die Post 6,00
DM. -- Zu beziehen durch alle Postanstalten. --
Nichtbelieferung durch höhere Gewalt berechtigt
nicht zu Ersatzansprüchen. -- Für unverlangt ein-
gesandte Manuskripte wird keine Verantwortung
übernommen. -- Verlag sort: Oldenburg (Oldb)

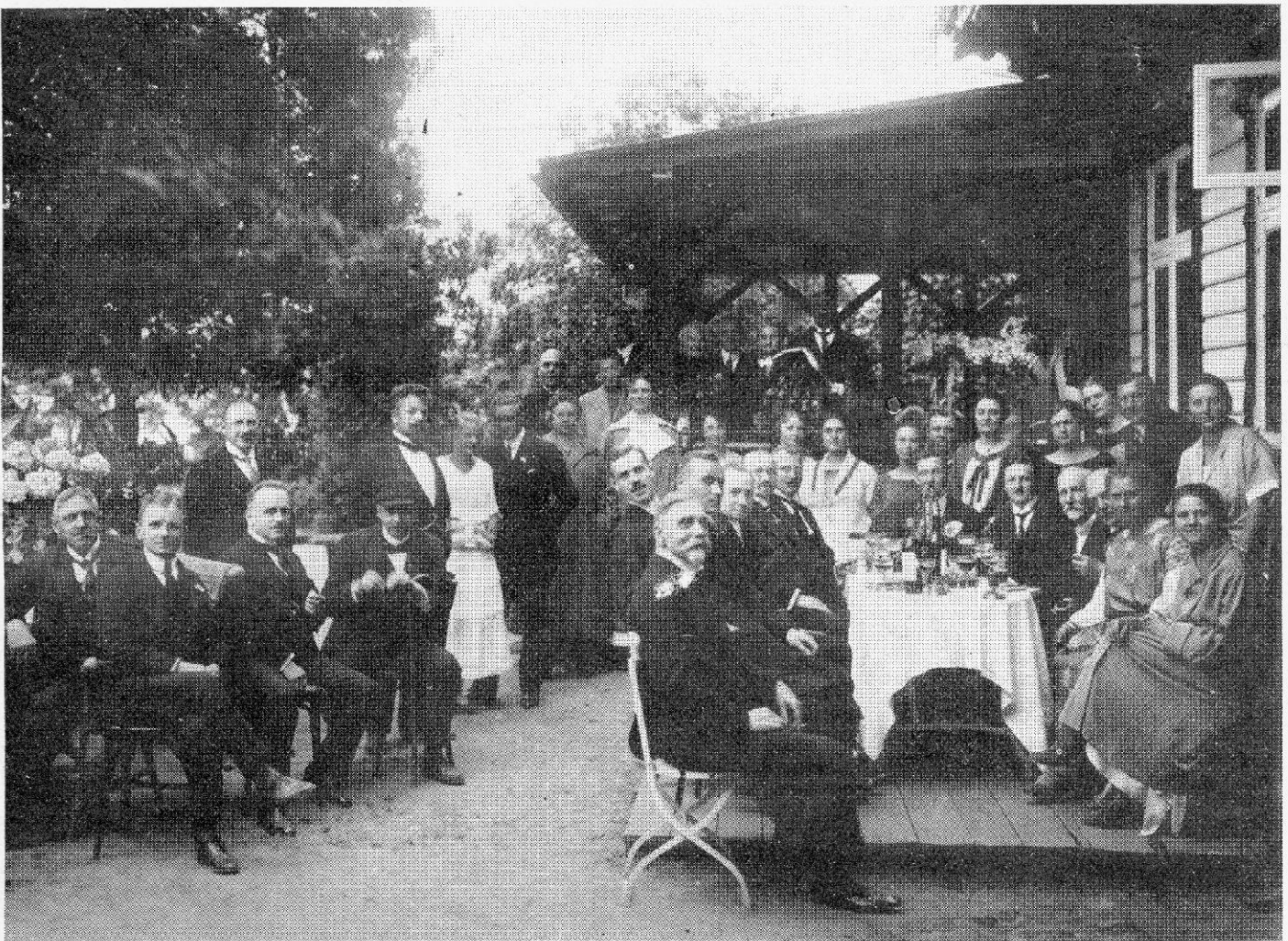


Geschäftsanzeigen kosten die mm-Spaltzeile 70 Pf.,
Familienanzeigen 50 Pf., Suchanzeigen 30 Pf. --
Anzeigenschluß 10 Tage vor Erscheinen. Gewähr für
die Einräumung bestimmter Plätze kann nicht
übernommen werden. Gerichtsstand und Erfüllung-
ort: Oldenburg (Oldb) -- Verlag Werbedruck Köhler
u. Foltmer, 29 Oldenburg (Oldb), Ostlandstraße 14

126. Jahrgang

Oldenburg (Oldb), 20. Juli 1974

Nummer 7



125 Jahre Memeler Dampfboot

Am 3. Juli 1974 konnte das Memeler Dampfboot auf ein 125jähriges Bestehen zurückblicken. Ein Tag, der ohne Reden, ohne Feierlichkeiten vorüberging. Nicht zu vergleichen mit dem 75. Geburtstag unserer Zeitung vor 50 Jahren, an den unser Titelbild erinnert. Damals gab es in der Villa Helene am Sandkrug in Memel einen Empfang, sozusagen im engsten Kreise der Zeitungsfamilie. Im Mittelpunkt des Bildes findet man stehend rechts neben Fräulein Helene Schwarz (im langen weißen Kleid) den heutigen MD-Herausgeber F. W. Siebert, links von ihr Franz Dau, den Hauptschriftleiter von 1908 bis 1913. Rechts am Tisch sitzt als erster rechts hinten Robert Leubner, der 1923/24 Chefredakteur war; links neben ihm (am Ende der Tafel) Max Hopp, langjähriger Redakteur unserer Zeitung. Rechts vorn sitzt als zweite Helene Siebert, die Herrin der Villa Helene und Mutter des heutigen Herausgebers -- ein guter Schutzengel des MD über viele Jahre hinweg.

Kinderbildplakate Nr. 42 und 43 beachten

Im Rahmen des DRK-Suchdienstes hat der Kindersuchdienst auch heute noch — fast 30 Jahre nach dem Kriege — außerordentliche Erfolge bei der Klärung von Kinderschicksalen aufzuweisen. Darüber hinaus besteht seine besondere Aktualität

darin, daß noch in den letzten Jahren bis in die Gegenwart hinein ununterbrochen neue, also erstmalig ausgesprochene, Suchwünsche von Kinder- oder Elternseite an den Kindersuchdienst herangetragen werden. Das wirkt auf den

ersten Augenblick befremdend, erklärt sich aber daraus, daß es sich dabei um Suchanträge handelt, die von Personen stammen, die noch heute in den osteuropäischen Staaten leben oder gerade aus diesen Ländern hier eingetroffen sind, manchmal auch ihre Nachforschungsbitte Ausreisenden mitgegeben haben, damit diese, wenn sie hier eingetroffen sind, den Suchwunsch an den Kindersuchdienst weiterreichen.

Eine kurze **Zahlenübersicht für die letzten Jahre 1971 — 1973** zeigt die Aktualität des DRK-Kindersuchdienstes sehr deutlich:

	Namenlose		Kinder suchen Eltern		Eltern suchen Kinder		insgesamt	
	Erfolge	Zugänge	Erfolge	Zugänge	Erfolge	Zugänge	Erfolge	Zugänge
1971	17	5	82	127	218	162	317	294
1972	22	14	178	126	237	190	437	330
1973	18	14	146	116	252	175	416	305
							1170	929

Bemerkenswert vor allem: auf 5 gelöste Fälle kamen in dieser Zeit wieder 4 neue Suchwünsche, womit sich leicht erklären läßt, daß der Arbeitsumfang auf dem Gebiet der Nachforschung von und nach Kindern, die das Kriegs- und Nachkriegsschicksal voneinander trennte, nur sehr langsam abnimmt.

Im Durchschnitt der vergangenen drei Jahre wurden noch jährlich 390 Erfolge erzielt und jeweils 310 neue Suchbitten entgegengenommen.

Die Fälle der bis heute „namenlos“ Gebliebenen werden vorrangig behandelt. Diese jungen Menschen, die heute um die 30 Jahre alt sind, wissen nicht, woher sie stammen, in welche Familie sie gehören, ob ihre Eltern noch leben und ob sie Geschwister haben. Obwohl sie als erwachsene Menschen im Leben stehen, großenteils verheiratet sind und selbst schon Kinder haben, bedrückt und quält sie der Gedanke, daß ihr Wissen um die eigene Vergangenheit jäh abbricht, wenn sie ihr Leben in die Anfänge zurückverfolgen wollen.

Durch den Hinweis einer aus Polen ausgereisten Frau, die sich auf die Nr. 5591 des vorangegangenen Kindersuchdienstplakates Nr. 41 bezog, wurde z. B. eine seit 1953 beim Kindersuchdienst geführte Nachforschung nach einem Sohn in diesem Jahr erfolgreich abgeschlossen. Die Plakate mit den Fotos junger Menschen waren und bleiben eine wesentliche Hilfe bei der Klärung ihrer Schicksale.

Der Einwand, daß eine Nachforschung keinen Sinn mehr habe, wenn für bis heute elternlos Gebliebene bisweilen nur festgestellt werden kann, daß die Eltern nicht mehr leben, wird entkräftet durch die Tatsache, daß es für die herangewachsenen Frauen und Männer viel wichtiger sein kann, Geschwister gefunden zu haben, mit denen sie sich — weil der gleichen Generation angehörig — in ihrem weiteren Leben länger verbunden fühlen können.

Die breite Öffentlichkeit kann nicht dringend genug immer wieder aufs neue

gebeten werden, die Bildplakate in Ruhe zu studieren und dem Kindersuchdienst zu helfen, in dem Hinweise jeder Art, ja selbst die kleinsten und dem Betrachter unbedeutend erscheinenden, dem Kindersuchdienst bekanntgegeben werden.

Bundesbahn und Bundespost haben sich dankenswerterweise auch wieder bereit erklärt, die Plakate auf Bahnhöfen bzw. in den Schalterräumen auszuhängen.

Stand der Nachforschung beim Kindersuchdienst zum Jahresbeginn:

insgesamt 6 355 Fälle in Bearbeitung,
davon 3 115 suchende Kinder
(darunter 1 672 „Namenlose“)
und 3 240 suchende Eltern.

MD. Wir bitten unsere Leser ebenso herzlich wie dringend sich die neuen Kinderplakate des DRK mit den Nummern 42 und 43 auf Postämtern oder Bahnhöfen anzusehen bzw. bei den Amtsleitern nach ihnen zu fragen. Es sind unter den 34 elternlosen Kindern wieder einige, die auch aus dem Memelland stammen könnten.

Da ist ein etwa 1943 geborener Ostpreuße, der im Oktober 1948 mit einem Aussiedlertransport aus Ostpreußen kam und weder seinen Vor- noch seinen Nachnamen weiß.

Da ist ein etwa 1941 geborener Junge, der vielleicht Dieter Stolte heißt und 1945/46 aus dem Osten nach Mecklenburg kam.

Da wurde im Januar 1945 ein Vierjähriger während der Kampfhandlungen bei Allenstein aufgefunden.

Da wurde ein Mädchen von knapp einem Jahr im Oktober 1945 auf einem Bahnhof in Sachsen in einem zusammenklappbaren Kinderwagen zurückgelassen.

Da wurde 1944 nach einem Bombenangriff in Königsberg ein einjähriger Junge aufgefunden, dessen Mutter kaufmännische Angestellte gewesen sein soll.

Da ist ein heute etwa 34-jähriger, der 1947 mit einem Transport aus Ostpreußen kam und sich nur erinnert, daß er einen älteren Bruder hatte.

Da ist ein Unbekannter, der Ende Mai 1945 von britischen Soldaten verwundet an der Elbe gefunden wurde, damals gerade ein Jahr alt.

Da ist ein heute 37-jähriger, der vielleicht Gerhard Raudies, vielleicht auch anders heißt. Seine Mutter soll auf der Flucht schon in der Nähe von Tilsit verstorben sein. Der Vater war angeblich Kohlenhändler. Ältere Geschwister sollen Klaus, Heinz und Gerda heißen.

Da ist schließlich ein Erich — aber vielleicht heißt er auch ganz anders. Er wurde etwa 1941 geboren und hat rötlich-blondes Haar. Er verließ die Heimat mit seiner Mutter auf einem Pferdewagen. Unterwegs wollte die Mutter Wasser holen und kehrte nicht mehr zurück. Erich hat die Vornamen Herbert, Gerhard, Anne und Helga in Erinnerung, weiß aber nicht, ob es sich um Geschwister oder Spielgefährten handelt.

Wie schön wäre es, wenn durch die Hilfe unserer Leser einer dieser Menschen, die nicht mal ihren Namen kennen, Gewißheit über seine Herkunft und Verbindung mit Geschwistern oder anderen Verwandten erhalten könnte!

Joachim Freiherr von Braun †

In Göttingen starb nach schwerer Krankheit der Sprecher der Landsmannschaft Ostpreußen, Joachim Freiherr von Braun in seinem 69. Lebensjahr. Auf der Flucht aus seiner ostpreußischen Heimat kam der Verwaltungsbeamte nach dem Kriege in die niedersächsische Universitätsstadt und schloß sich dort Prof. Herbert Kraus und Prof. Boris Meissner als Geschäftsführer des „Göttinger Arbeitskreises ostdeutscher Wissenschaftler“ an.

Joachim von Braun wurde später Mitbegründer der „Notgemeinschaft evangelischer Deutscher“ und nach dem Tode von Reinhold Rehs amtierender, später gewählter Sprecher der Landsmannschaft Ostpreußen.



Jahre „Memeler Dampfboot“

Am 3. Juli 1849 erschien unsere Heimatzeitung zum ersten Male

Es ist heute nicht die Zeit, Jubiläen groß zu feiern. Aber so ganz sang- und klanglos soll dieser 3. Juli auch nicht vorübergehen. Unser „Memeler Dampfboot“ feiert sein 125jähriges Bestehen und ist damit die älteste ostpreussische Zeitung, die auch über den Zusammenbruch von 1945 ihr Erscheinen fortsetzte. Die erste ostpreussische Zeitung war das in Gumbinnen ab 1812 erscheinende „Intelligenzblatt für Litauen“, die erste Zeitung Memels das ab 1817 ausgelieferte „Memelsche Wochenblatt“. Noch etwas älter als dieses war die „Königsberger Hartungsche Zeitung“. Aber all diese Blätter gibt es nicht mehr. Nur das „Memeler Dampfboot“ hat es geschafft, bis in die Gegenwart fortzubestehen. Und darauf können wir alle schon ein bißchen stolz sein: In erster Linie unsere treuen Leser, die uns auch in der Vertreibung und Zerstreuung die Treue hielten, weil sie der geliebten Heimat treu bleiben wollen, die uns trotz der unvermeidlichen Bezugspreiserhöhungen nicht im Stich lassen. Anlaß zu Stolz und Freude hat auch der mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnete MD-Verleger **F. W. Siebert**, dem es als Flüchtling gelang, den Heimatverlag neu aufzubauen und in ihm nicht nur die vertraute Zeitung, sondern auch eine stattliche Anzahl wichtiger Heimatwerke zu veröffentlichen. Und ein bißchen Glanz fällt auch auf den seit 26 Jahren als Alleinschriftleiter amtierenden **Heinrich A. Kurschat**, der seit 1935 der Dampfboot-Redaktion angehört und mit seiner nun fast vierzigjährigen Tätigkeit in der gleichen Zeitung all seine Vorgänger – vom ersten MD-Redakteur August Stobbe bis zum letzten in Memel und Heiligenbeil amtierenden Martin Kakies übertroffen hat.

Das „Memeler Dampfboot“ verdankt sein Entstehen der Unzufriedenheit der Memeler mit der politischen Richtung des „Memelschen Wochenblattes“. Hatte zunächst der sehr freisinnige Dr. Johann Samuel Rosenheyne, Lehrer an der Memeler Lateinschule, den Charakter des Blättchens geprägt, so wurde es unter seinem Königsberger Verleger **F. W. Horch** erzelektionär. Darauf riefen liberale Memeler das „Neue Memeler Wochenblatt“ ins Leben, das Horch natürlich nicht drucken wollte und das daher in Tilsit erscheinen mußte. Dies war natürlich kein Dauerzustand, besonders wenn man an die damaligen Verhältnisse denkt. Als 1849 zwei Heilsberger Drucker nach Memel umzogen, um hier eine Druckerei zu eröffnen, wurden sie von den Memelern freudig begrüßt. Sie griffen den Plan einer liberalen Zeitung sofort auf. Der originelle Titel „Memeler Dampfboot“ war dem „Danziger Dampfboot“ zu verdanken; er deutet nicht nur auf die Herausgabe in einer Hafenstadt, sondern auch auf den technischen Fortschritt hin, den das Dampfboot 1849, also im Zeitalter der ausgehenden Segelschiffahrt,

dokumentierte. So waren dann auch „Freiheit und Fortschritt“ die beiden Leitsterne der neuen Zeitung, deren Redaktion der Verleger August Stobbe inne hatte. Knapp ein Jahr später erschien die neue Zeitung bereits dreimal wöchentlich. Beim Brand der Stadt von 1854 blieb die Dampfboot-Druckerei verschont, während Horchs Konkurrenzunternehmen abbrannte und das „Memelsche Wochenblatt“ sein Erscheinen einstellte. 1872 verkaufte der so erfolgreiche Stobbe seine Druckerei

Auf unserem Titelbild

Für diejenigen unserer alten Leser, die genauere Information wünschen, geben wir die Namensliste zu unserem Titelbild. Rechts an der Tafel von links nach rechts: Johann Hirschberger, Redakteur Warm, Prokurist Artur Hippe, Werbeleiter Giesche, Betriebsleiter Ruschke, H. Glosdiat, Redakteur Max Hopp, Chefredakteur Leubner, Geschäftsführer Robert Kuberka, Verlagsleiter Willy Siebert, Helene Siebert, Gertrud Sperber, geb. Siebert; stehend um die rechte Tafel: Frau Böhm, Lieselotte Siebert, Kanzler Böhm, Fräulein Martha Wiegratz, Elly Krips, Frau Hirschberger, Harry Harder, Charlotte Harder, geb. Siebert; links an der Tafel sitzend: Kurt Siebert, der deutsche Konsul, Richard Krips, Walter Siebert; stehend von links nach rechts: Konsul Paul Klemke, Chefredakteur Frau Dau, Fräulein Helene Schwarz, F. W. Siebert, Selma Wiese, Frau Hirschberger, Carl Hirschberger, Margarete Schreiber, geb. Johow, ein Unbekannter, Frau Sperber, Theo Harder, Frau Wiegratz und Konsul Carl Wiese.

nebst Zeitungsverlag an den 1866 aus Heydekrug nach Memel gezogenen Drucker und Verleger **F. W. Siebert**, den Großvater des heutigen MD-Herausgebers, der das „Dampfboot“ sofort täglich erscheinen ließ und den Memeler Rabbiner Dr. J. Rülff als Chefredakteur gewann.

Anläßlich des 50jährigen Dampfboot-Jubiläums trat der älteste Sohn Friedrich Wilhelm Sieberts, Willy Siebert, in den väterlichen Verlag ein und sorgte durch Ausbau der Druckerei und der Zeitung dafür, daß das „Memeler Dampfboot“ stets auf der Höhe seiner Zeit blieb. Unter ihm erlebte das MD im ersten Weltkrieg einen Auflagen-Höhepunkt, da es von der Heeresleitung als Nachrichtenorgan für die im Baltikum stehenden Verbände gewählt wurde.

1928 übernahm der heutige MD-Herausgeber Friedrich Wilhelm Siebert Druckerei und Verlag. Unter seiner Leitung wurden der technische Betrieb mit Maschinenpark bedeutend erweitert und das schon lange geplante repräsentative Dampfboot-Haus errichtet.

Welche Bedeutung das Memeler Dampfboot für die Memelländer gewann, als das Gebiet nach Versailles vom Reich abgetrennt und 1923 von den Litauern annektiert wurde, braucht unseren Lesern hier nicht dargelegt zu werden. Der Volkstumskampf gegen litauische Überfremdung, die Landtagswahlen, das Ringen um die Autonomie – all das ist nicht ohne unsere Zeitung zu denken, die Sprachrohr des Deutschtums im Memelland wurde und damit weit über die Grenzen unserer Heimat Beachtung fand. Drakonische Geldstrafen, rigorose Eingriffe der litauischen Zensur und endlose Schikanen konnten die Arbeit des MD zwar behindern, aber niemals unterbinden. Vom Dezember 1926 bis zum 2. November 1938 herrschte im Memelland der Kriegszustand und damit die Vorzensur.

Die so sehnsüchtig erwartete Heimkehr des Memellandes in das Reich wurde bald vom Ausbruch des Krieges überschattet. Am 8. Oktober 1944 erschien die letzte MD-Ausgabe in der heimatlichen Druckerei. Von Heiligenbeil ging die Heimatzeitung noch bis zum 8. 2. 1945 an die evakuierten Memelländer hinaus.

Seit Oktober 1948 erschien das „Memeler Dampfboot“ zunächst unter dem Titel „Memeler Rundbrief“, dann unter der alten Firmierung, in Oldenburg, von wo es auch heute noch allmonatlich in über 5000 memelländische Familien in der Bundesrepublik, in West-Berlin und in der freien Welt auf die Reise geht. Die Memelländer in der „DDR“ oder gar in der sowjetisch besetzten Heimat dürfen ihre alte Heimatzeitung nicht lesen.

Die Frage, die vor zwanzig Jahren oftmals gestellt wurde, ob man nämlich über einen längeren Zeitraum eine Heimatzeitung fern der Heimat werde herausgeben können, hat sich längst erledigt. Wie die Heimattreffen der Memelländer dreißig Jahre nach der Vertreibung immer noch stark besucht werden, weil sie einem Bedürfnis entsprechen, so brauchen die Memelländer ihre Heimatzeitung als verbindendes Organ. Ein Memelländer mit hellseherischen Fähigkeiten hat uns vorausgesagt, daß unsere Zeitung bereits 1980 wieder in einem freien Memel erscheinen werde. Wir sind da nicht ganz so optimistisch, aber auch wir glauben zuversichtlich, daß die Sowjetrussen nicht in alle Ewigkeit ihre Satellitenstaaten in Ost-Mittel-Europa unterdrücken können. Wenn die Menschen in der „DDR“, in der Tschechoslowakei, in Polen, in den baltischen Staaten einmal von ihrem Selbstbestimmungsrecht Gebrauch machen können, wird auch unser Heimatland wieder deutsch werden, und es wieder ein „Memeler Dampfboot“ geben, das in der deutschen Stadt Memel erscheint. MD

Hannover-Treffen 1974

Überraschender Besuch trotz Schützenausmarsch und WM im Stadion

Im vorigen Jahr war es die große Hannover-Messe 73, welche uns Sorgen bereitete betr. Casino, Bewirtung usw. und an diesem 30. Juni 74 herrschte in Hannover ein noch größerer Trubel. Wegen des Schützenumzuges, den viele Landsleute z. T. ab 9 Uhr miterleben konnten, war das Casino nur auf Umwegen zu erreichen. Und mittags setzte der Ansturm auf das Stadion ein zum WM-Fußballspiel. – Trotz allem füllte sich jedoch der große Casino-Saal bis auf den letzten Platz.

Zum Programm-Beginn entbot die Vorsitzende der Memellandgruppe Hannover, Gerda **Gerlach-Pawlowski** im Namen der AdM allen Landsleuten und Gästen ein herzlich willkommen. „Unsere Schicksalsgefährten“, führte die Vorsitzende aus, „sind zum Teil von weither und überwiegend nur zum Treffen herbeigeeilt, z. B. aus Berlin, Mannheim, Hagen, Osnabrück, Düsseldorf, Duisburg, Essen, Neumünster, Husum (trotz in jedem Jahr), Kiel, Flensburg, Eckernförde usw., und sie beweisen damit, daß die Heimatverbundenheit mit ihren Landsleuten auch heute, 30 Jahre nach Vertreibung und Flucht aus unserem unvergessenen Memelland, in alter Treue fortbesteht. Unser Leitwort für den heutigen Tag ist ein Dichterwort von Fichte – und handeln sollst du stets als hinge von dir und deinem Tun allein das Schicksal ab der deutschen Dinge, und die Verantwortung wär' dein – und deshalb bleibt uns die Pflicht, auszuharren im Glauben an das Recht und zu vertrauen auf die alles besiegende Kraft dieses Glaubens. Wo immer sich Heimatvertriebene zu gemeinsamem Tun zusammenfinden, sollte dieses Wort am Anfang ihres Beginns stehen. Zur Mahnung, daß die Treue fortbestehe und die Hoffnung nicht aufhöre!“

Zur Totenehrung sprach **Pastor Marburg** sehr einfühlsam zu den Heimatvertriebenen und nannte stellvertretend für alle Landsleute, die uns hier und in der alten Heimat verlassen haben, unseren Fritz-Carl Kruschinski, der noch 1973 kurz vor seinem plötzlichen Ableben die Uraufführung seines Liedes „Häuschen im Dünenland“ durch den BdV-Chor hier an dieser Stelle erleben durfte. – Zwei Mitglieder der DJO (in Tracht) Gruppe Lehrte brachten anschließend „Die Fischer“ von F. C. Kruschinski aus seinem Gedichtband „Mein Memelland“.

Der **BdV-Chor Hannover** unter Leitung von Dirigent Knuth (in Vertretung von Kantor Kiel) umrahmte die Feierstunde wieder sehr schön und wie der AdM-Vorsitzende Preuß in seinem Schlußwort hervorhob, gehört der Chor bereits zu einem Bestandteil in der Programmfolge der Hannover-Treffen.

Die Festansprache hielt der Kreisvorsitzende des BdV und amtierende LO der Sudetendeutschen Landsmannschaft, **Erhard Blaschke**. „Gleiches Schicksal verbindet“, begann Herr Blaschke seine

Rede und fuhr fort: „In dem Programm dieser heimatlichen Feierstunde fand ich eine für mich freudige Überraschung, denn der Chor sang u. a. „Feierabend“ von Anton Günther. Dieser begabte Landsmann aus dem Erzgebirge schrieb auch noch folgenden Vers: „Mit keinem König möcht' ich tauschen, weil da drob'n mei Häuserl steht!“ In diesem Satz kommt die ganze Liebe, aber auch der Stolz zum Ausdruck, der das Wort „Heimat“ umfaßt. Landschaft; Arbeit und Fleiß; und die Menschen; das alles gehört dazu, was Heimat schafft! – In Ihrem Lied „Ännchen von Tharau“ von Simon Dach, welches wir auch bereits hörten, kommt noch etwas hinzu: „Käm alles Wetter gleich auf uns zu schlahn, wir sind gewohnt, beieinander zu stahn!“ – Wo heute Landsleute zusammen kommen, ist wieder lebendige Heimat, und ein Treffen wie dieses hat nicht nur den Zweck, sich wiederzusehen, sondern auch den Sinn, das Wetter zu orten, das auf uns schlägt und zwar alles gleich auf einmal. Aber wir sind einiges gewohnt, weil wir mehr erlebt haben als andere! Ich sagte eingangs, gleiches Schicksal verbindet. Lassen Sie mich auf folgendes hinweisen: Sie und wir waren in der Besiedlung des mitteleuropäischen Raumes, was den geschlossenen Sprachraum betraf: Sie im Nordosten – im Memelland, wir im Südosten – im Sudetenland. 700 Jahre lang haben wir niemand etwas weggenommen – aus wilder Wurzel einst gerodet. Sie und wir wurden durch den Versailler Vertrag vom Mutterland getrennt. Meine Heimat 1918/19 von tschechischen, Ihre Heimat 1923 von litauischen Freischärlern besetzt. Er war der Griff nach fremdem Eigentum. Jeder, der sich um die historische Wahrheit bemüht hat, weiß, daß die Wiege des 2. Weltkrieges in Versailles stand. –

Die Ostpolitik der Bundesregierung, die Verträge sind inzwischen Fakten geworden. Leider ist es so, daß ein nicht unerheblicher Teil unserer Bevölkerung glaubt, daß die Dinge schon auf dem richtigen Wege sind, weil doch wohl alle „in Entspannung machen“, und weil unsere gesamte Politik auf den „Frieden“ ausgerichtet ist. Und da mag sich mancher Bürger sagen: die machen's schon richtig. Die meisten messen den Dingen wenig Bedeutung bei, weil ihr Lebensstandard noch beibehalten wird und weil noch mehr Demokratie versprochen wurde. – Jedoch der Kreml glaubt, mit der Ratifizierung der Verträge heute einen entscheidenden Schritt in seiner Westpolitik vorangekommen zu sein. Der Chef-Ideologe Suslow sagte vor kurzem sogar auf dem Wege zur Weltrevolution.

Diese Verträge sind von Anfang an unwahrhaftig und ungerecht. Auch die Debatten im Bundestag über die Ratifizierung konnten dem Kundigen nur bestätigen, wie sehr diese dem Konzept einer sowjetischen West- und wie wenig den Erfordernissen einer freien deutschen

Ostpolitik entsprechen. Die Verfälschung der Geschichte und zweideutige Formeln, drücken den Verträgen das Siegel von Scheinverträgen auf, die den Zwist der Vergangenheit nicht beseitigen, sondern nur juristisch verankern. Die Verbrechen der Vertreibung von 10 Millionen Menschen sind nicht verurteilt worden! Es kommt nicht darauf an, was man von Moskau, Warschau und Prag aus zu „seinen lieben Landsleuten“ spricht, sondern was man dort unterschrieben hat! Noch entschiedener werden wir darauf beharren, Verbrechen gegen die Menschlichkeit auch dann so zu nennen, wenn diese an Deutschen begangen wurden! Ist Diebstahl nur dann Diebstahl, wenn er an Polen oder Russen begangen wurde? Das Gebot, du sollst nicht stehlen, gilt nicht nur für Deutsche!

Keiner soll deshalb die Hände in den Schoß legen und das Herz müde werden lassen, es pocht für eine gute und gerechte Sache: für das Recht auf eine angestammte, von den Vorfahren gerodete, von uns geliebte und beanspruchte Heimat! Nur der ist verloren, der die Stunde der Wahrheit und des Rechtes nicht erwarten kann!“

Nach dieser mit Beifall aufgenommenen Rede von Erhard Blaschke sprachen Grußworte der 1. Vorsitzende der LO und Vorsitzender der Heimatgruppe Insterburg **Albert Zobel**, und der Vorsitzende der Heimatgruppe Königsberg **Konrad Becker**. Und ein alter Landsmann, der aus Hildesheim kam, meldete sich zu Wort und deklamierte ganz aus dem Gedächtnis Verse über Heimatliebe und Treue zu seinem Memelland; die Landsleute dankten ihm begeistert. Danach sang der Chor „Häuschen im Dünenland“ und „Land der dunklen Wälder“. Dazwischen brachte Frau **Helene Mazat** eine Rezitation „Fern – doch treu“ sehr eindrucksvoll und überzeugend.

In seinem Schlußwort dankte der AdM-Vorsitzende **Herbert Preuß** der Memellandgruppe Hannover und seiner Vorsitzenden Gerlach für das Schaffen dieses Treffens und betonte, daß die Gestaltung des Programms besonders gut gewesen wäre und den Beifall der Landsleute gefunden hätte. Und er dankte dem BdV-Chor für seine Mitwirkung, die wie auch in den Vorjahren eine große Bereicherung des Programms gewesen wäre. Auch auf den Buchdienst unseres Landsmannes **Georg Banzerus** wurde hingewiesen, dessen Buch „Deutschland ruft dich“ weit über den Kreis der Memelländer hinaus bei allen nationalen Kräften große Beachtung gefunden hat. – Preuß nahm dann noch einmal Bezug auf das 25jährige Bestehen der AdM und schloß mit den Worten: „Das Ziel, eines Tages in die Heimat zurückzukehren, wurde trotz des hohen Einsatzes nicht erreicht; es ist heute weiter entfernt als je. Das soll uns aber nicht entmutigen, weiter für unsere Landsleute zu wirken. Halten Sie uns weiter die Treue, dann wird uns die Arbeit, die noch zu leisten ist, nicht zu viel werden.“

Nach der Mittagspause spielte Kapelle Bola-Anderten, zu Tanz und Unterhaltung auf und überall fanden sich Gruppen zusammen, die ihr Wiedersehen feierten. Am Abend konnte man dann feststellen, daß es ein gelungenes Heimattreffen gewesen war.

Familienzusammenführung Monat Mai

Inzwischen liegen die Zahlen der Deutschen vor, die im Mai 1974 im Rahmen der Familienzusammenführung in der Bundesrepublik eingetroffen sind. Es sind 2000 Personen. Die Zahl hält sich auf der Höhe des Monatsdurchschnitts der beiden letzten Jahre. Entspricht das unserer Hoffnung?

Man kann das nicht bejahen. Eine Ausnahme kann man nur machen für den Bereich Sowjetunion. Aus diesem Land sind im Mai 586 Personen eingetroffen; in den ersten fünf Monaten des Jahres ist die Zahl der Deutschen, die zur Wiedervereinigung mit ihren Familien aus der Sowjetunion in die Bundesrepublik auswandern konnten, damit auf 2944 angewachsen. Was der Generalsekretär der KPdSU in seinem Gespräch mit Bundespräsident Heinemann vom Mai v. J. in Aussicht gestellt und gegenüber dem damaligen Bundesminister Bahr im März d. Js. in Moskau wiederholt hatte, wird also eingehalten. In den 11 Monaten, in denen sich das Gespräch auswirken konnte, sind 6250 Personen eingetroffen, im Monatsdurchschnitt 570 Personen, also mehr als 1959, wo einmalig ein Monatsdurchschnitt von 500 erreicht war. Wenn man das Restproblem der Familienzusammenführung in Zahlen beschreibt, so ist es damit für die Sowjetunion unter die 40 000er-Grenze gesunken. Und wenn die Entwicklung anhält, kann man auf den Abschluß in wenigen Jahren hoffen.

Falin: Großzügige Lösung der Familienzusammenführung

Die UdSSR wolle alle Fälle der Familienzusammenführung, wobei diese weit ausgelegt würden, im Sinne der Antragsteller lösen. In allen anderen Fällen ständen innerstaatliche Gesetze und Bestimmungen den Genehmigungsmöglichkeiten außerordentlich einschränkend entgegen. Das erklärte der sowjetische Botschafter Falin, vom Bundestagsabgeordneten Otto Freiherr von Fircks nach einem Vortrag über die deutsch-sowjetischen Beziehungen nach den Gründen der Ablehnung von Ausreisearträgen deutscher Familien aus der UdSSR befragt. Von Fircks hatte zuvor begrüßt, daß – im Gegensatz zu Polen – die Gesamttendenz – besonders in den letzten Monaten – bemerkenswert positiv sei.

Sacharow protestiert gegen Verurteilung eines Sowjetdeutschen

Der sowjetische Atomphysiker und Regierungskritiker Andrej Sacharow hat in einem „Appell an die Weltöffentlichkeit“ zur Verteidigung des Rußlanddeutschen Friedrich Schnarr aufgerufen. In der Protesterklärung, die das „Internationale Komitee zur Verteidigung der Menschenrechte“ in Paris bekanntgab, machen Sacharow und vier weitere sowjetische Unterzeichner auf die Lage der Aussiedlungswilligen deutschstämmigen Sowjetbürger im allgemeinen aufmerksam. Der 1937 geborene Friedrich Schnarr, der mit Frau und drei Kindern in die Bundesrepublik Deutschland aussiedeln wollte, wurde in Kasachstan zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt, weil er angeblich durch Verbreitung falscher Informationen das Sowjetregime verleumdet habe. Wie Sacharow erfahren hat, wurde der Ange-

klagte in seiner Zelle drei Monate lang täglich geschlagen, gequält und auf jede Weise gedemütigt. Dem Untersuchungsrichter sei dieses bekannt gewesen. In dem Appell tritt Sacharow für das „Recht zur freien Auswanderung in die Bundesrepublik Deutschland“ ein. Sacharow hat seinen Protest telefonisch nach Paris übermittelt und dazu bemerkt, es handle sich um ein „schwerwiegendes Problem“, gegenwärtig befänden sich 20 Rußlanddeutsche, die aussiedeln wollten, in der Sowjetunion in Haft.

Heimatortskarteien stets berichtigt

Bei den Heimatortskarteien sind 18,2 Millionen Personen namentlich registriert, davon 16,3 Millionen mit geklärtem Schicksal. Entscheidend wichtig ist die laufende Berichtigung der Karteikarten bezüglich des heutigen Wohnsitzes. 1973

erfolgten 313 000 Korrekturen. Im gleichen Jahre erteilten die Heimatortskarteien 420 000 Auskünfte, davon 230 000 an Behörden und 190 000 an Private. 150 000 Auskünfte betrafen Personenstandsfragen, 140 000 Rentenangelegenheiten und nur noch 30 000 Lastenausgleichsprobleme; der Rest bezieht sich auf sonstige Gebiete. In der Regel geht es bei den Anfragen um die Anschrift etwaiger Zeugen.

Neben dieser allgemeinen Auskunfterteilung betreiben die Heimatortskarteien nach wir vor Suchdienst nach nächsten Angehörigen. 1973 gingen 19 000 neue Nachforschungsanträge ein und konnten 23 000 Schicksalsklärungen erfolgen. Die hohe Zahl der Schicksalsklärungen beweist, wie notwendig immer noch die Fortführung der kirchlichen Suchdienste ist.

Eine Dorfschule im Volkstumskampf

Willi Schmidt erinnert an die Volksschule Stutten

Wissen Sie, wo Stutten liegt, verehrter Leser? Haben Sie schon von den Dörfern Labatag-Michel-Purwin oder Matz-Nauda-Baltrum gehört? Es handelt sich durchweg um Ortschaften des Kreises Memel. Wenn Sie allerdings keine Vorstellung haben, wo Stutten liegen könnte, dann machen Sie mit uns einen Ausflug mit

Wo ist nun das Dorf, das wir uns zum Ziel gewählt haben? Es glänzt durch Abwesenheit. Man sieht Hecken, Äcker, Wiesen, in der Ferne ein Wäldchen – und verstreut in der Landschaft einige Gehöfte. Das nächste Gebäude, zu dem ein lehmiger Landweg führt, ist ein einstöckiger roter Ziegelbau: die Volksschule Stutten, die für Generationen von Landkindern einzige Bildungsstätte und Kulturzentrum der Gemeinde war. Stutten hatte kein Wirtshaus, keine Kirche, kein öffentliches Gebäude – außer seiner Schule. Es gab kein geschlossenes Dorf, denn die wenigen Bauernhöfe lagen verstreut in der Gemarkung, inmitten ihrer Äcker und Wiesen. Die Landstraße, die durch die Gemeindeflur führte, verband die Dörfer Baiten und Kissinnen und endete im Ausflugsort Schernen.

Aber machen wir Stutten nicht schlechter, als es war. Es war ein Dorf, das sogar ein Wahrzeichen besaß: eine alte Windmühle, die neben der Straße auf einer kleinen Erhöhung stand, wohl die einzige, die in dieser entlegenen Ecke des Kreises zu finden war. In einer Kate neben der Mühle wohnte der Müller Kunkies mit seiner Familie. Im Oktober 1944 auf der Flucht von den Russen überrollt, mußte er in der Heimat zurückbleiben und kam erst Ende der fünfziger Jahre in die Bundesrepublik.

Der Müller war nicht der einzige Handwerker des Dorfes. Es gab auch eine Schmiede, in der Meister Krips den Hammer schwang. Umsonst suchte man dagegen nach einem Bäcker, einem Fleischer oder einem Kaufmann. Das Notwendige brachte man sich entweder an Markttagen aus Memel mit, oder man fuhr mit dem Rad in das drei Kilometer entfernte Kirchdorf Dawillen, wo es alles Notwendige gab.

Man kann sich das heute alles schwer vorstellen: Es gab keine Wasserleitung, nur Brunnen oder höchstens Pumpen. Das elektrische Licht hatte die Dörfer noch nicht erreicht; die Petroleumlampe zog die Familie am Abend in ihren engen Kreis. Das nächste Telefon war in Dawillen zu finden. Die Öfen wurden mit Holz und Torf geheizt. Wer schon einen

Willi Schmidt

Realschullehrer a. D.

ist der Verfasser der Arbeit über die Volksschule Stutten, Kr. Memel. Er wurde vor einem Jahr pensioniert, nachdem er 1957 die Mittelschullehrerprüfung abgelegt hatte. 1936 heiratete er die Tochter des Memeler Buchdruckers Willi Fiehöfer, der von seiner Lehrzeit bis zur Flucht im Memeler Dampfboot tätig war und im Frühjahr 1945 im Volkssturmeinsatz bei Heiligenbeil den Heldentod fand.

Willi Schmidt hatte nicht nur als Lehrer, sondern auch als Sportler einen guten Namen. Zuerst startete er für den Memeler Seminarsportverein, später für die Spielvereinigung Memel. Leichtathletik und Fußball waren die beiden Gebiete, auf denen er sich hervortat. Mehrere Jahre hindurch war er memelländischer Meister im Weitsprung und im 100-m-Lauf. 1931 oder 1932 holte er in Kowno die litauische Meisterschaft im Weitsprung mit etwa 6,60 m.

der Kleinbahn, der lieben, alten Bimmelbahn, die heute aus unserer Heimat verschwunden ist. Wir steigen in Memel gegenüber dem Lehrerseminar in die abfahrtsbereite Schmalspurbahn ein und schaukeln bis Dawillen. Nach kurzem Aufenthalt geht es weiter über die Minge bei Baiten nach Stutten. Der Bahnhof besteht nur aus einer Bretterbude, die bei schlechtem Wetter die Wartenden ein wenig schützen soll. Ein Stationsschild verkündet nach den Vorschriften der litauischen Besatzungsmacht an erster Stelle „Stučiai“, an zweiter erst den richtigen Namen „Stutten“.

Radioapparat besaß, hatte den ständigen Ärger mit leeren Akkus und Anodenbatterien – aber wer hatte schon einen? An ein Auto war noch gar nicht zu denken. Pferdefuhrwerke und Fahrräder bestritten den bescheidenen Verkehr.

Heute fragt man sich, wie es Lehrer unter diesen primitiven Verhältnissen jahre-, ja jahrzehntelang in den entlegenen Dörfern aushielten. Aber weil alle Welt so lebte, empfand man das einfache Leben keineswegs als bedrückend. Frühling und Sommer auf dem Lande waren zauberhaft. Man verbrachte die Tage in engster Verbundenheit mit der Natur. Da war der große Schulgarten mit den alten Obstbäumen, und wenn ein Lehrer nicht ein eigenes Schweinchen füttern wollte, so hielt er zumindest Hühner und Gänse. Auch der Winter besaß keine Schrecken. Man hatte es warm, und wenn die Landschaft dick verschneit war, liebte man sich vom Nachbarn einen Pferdeschlitten und fuhr, in Pelzdecken verpackt, zu Kollegen und Verwandten, zu Freunden und Bekannten oder einfach mal so durch den Scherner Winterwald oder nach Memel zum Einkaufen. Das war besonders der Fall, wenn starke Schneefälle die Kleinbahn zum Einstellen des Betriebes gezwungen hatten.

Kampf um die Unterrichtssprache

Zum Schulverband gehörten die Dörfer Stutten, Kissinnen, Jurgin und Gedminnen. Bis 1926 amtierte in Stutten Lehrer Sperber, der jedoch von der Möglichkeit zur Option für Deutschland Gebrauch machte und nach Schlesien versetzt wurde. Ihm folgte Lehrer Lewandowski, der bereits mit der litauischen Besatzungsmacht sympatisiert haben soll. Ob er die litauische Unterrichtssprache in Stutten einführte, konnte ich nicht feststellen. Bestimmt aber dürfte diese einschneidende Maßnahme unter einem seiner beiden Nachfolger durchgeführt worden sein: unter Lehrer Bajorat oder unter dem seit 1931 amtierenden Stiklorius.

Seit 1923 kämpften die Litauer mit allen Mitteln um eine Änderung der Unterrichtssprache. In der Stadt Memel hatten sie nichts zu bestellen. Dafür setz-



Oberstufe Stutten im Februar 1937

Das Ehepaar Schmidt ließ sich im Februar 1937 auf dem Schulhof mit den Schülern und Schülerinnen des 5. – 8. Jahrganges photographieren.

ten sie ihren Hebel im Kreise Memel an, in dem ein Teil der Landbevölkerung einen Dialekt sprach, der mit dem Litauischen nur entfernt verwandt war, da er mit zahlreichen deutschen Lehnwörtern durchsetzt war. Der Stuhl hieß nicht kėdė, sondern schtolis, der Wachtmeister wakmeisteris, die Uhr nicht laikrodis, sondern sėgeris (Zeiger) usw. Da die Bauern politisch wenig interessiert waren, auch keinen ständischen Zusammenschluß kannten, hatten die Litauer hier kaum Widerstand für ihre Gewaltmaßnahmen zu befürchten.

Als sich in Stutten die Nachricht verbreitete, Stiklorius werde der neue Lehrer, war man zunächst voller Hoffnung. Wie Sperber war Stiklorius Reichsdeutscher, und das konnte nichts Schlechtes bedeuten. Aber die Eltern sollten sich täuschen. Stiklorius (Glaser) war einer jener fanatischen Preußisch-Litauer, die

nur ein Ziel kannten: das Deutschtum als ärgsten Feind der Litauer zu bekämpfen und auszurotten.

So wurde in Stutten die litauische Unterrichtssprache eingeführt, und zwar nicht etwa das memelländische Litauisch, sondern die Kownoer Hochsprache, die von den Memelländern schlecht verstanden wurde. Ja, der neue Lehrer ging noch einen Schritt weiter: Er verbot den Gebrauch der deutschen Sprache auch in den Pausen auf dem Schulhof, und er verlangte von den Kindern, sie sollten auch die Eltern dazu anhalten, untereinander nur Litauisch zu reden. Wo die Eltern sich weigerten, sollten sich die Kinder vertrauensvoll an den Lehrer wenden. Er werde dann dem Schulrat davon Mitteilung machen.

Die Eltern hatten keine andere Waffe als den stummen Widerstand, und die Kinder dachten nicht daran, ihre eigenen Eltern anzuzeigen. Stiklorius spürte deutlich die Wand, die er durch seine übertriebenen Forderungen aufgerichtet hatte, und rächte sich mit dem Rohrstock, den er täglich und brutal vor allem gegen Kinder gebrauchte, deren Eltern sich offen zum Deutschtum bekannten.

Ein bedeutender Teil des Unterrichtes wurde auf litauische Geschichte verwandt. Die deutschen und preußischen Herrscher wurden nicht erwähnt. Dafür bekamen die Schüler mit dem Rohrstock jede unbedeutende Legende der litauischen Großfürsten eingepugelt. In der Erdkunde hing nur die Litauen-Karte an der Wand. Ob Hamburg an der Elbe oder am Rhein lag, ob man wußte, wo Berlin, München und Leipzig zu suchen waren – das war unwichtig. Gute Noten bekam man nur, wenn man Plunge und Skaudvile, Telschi und Kedainiai zeigen konnte.

Protestaktion landete bei der politischen Polizei

Das war nicht nur in Stutten so. Auch in der Schule Wittauten amtierte ein besessener Preußisch-Litauer. Grüßte ihn jemand mit „Guten Morgen“, so dankte er nicht. Sangen die Schüler in der Pause die deutschen Kinderlieder, die sie von



Geselligkeit wurde groß geschrieben

Ein Gegengewicht zur Abgeschiedenheit war die herzliche Geselligkeit, die auf dem Lande allenthalben zu finden war. Bei einer Geburtstagsfeier war das Ehepaar Kurt Lankisch aus Dawillen in Stutten zu Gast, und im Schulzimmer wurde ein Tänzchen riskiert.

ihren Eltern kannten, so ließ er die Klassenfenster schließen und begann mit dem Einüben litauischer Lieder. Die Eltern waren damit nicht einverstanden, daß die deutsche Sprache durch ihn vollkommen vernachlässigt wurde. Sie wollten nicht begreifen, daß ihre Kinder mit einer Sprache aufwachsen sollten, die eine Eisenbahnstunde von ihrem Wohnort entfernt niemand mehr verstand. So kam eine Unterschriftenaktion der Eltern an das Direktorium des Memelgebiets zustande, mit der die Wiedereinführung der deutschen Unterrichtssprache gefordert wurde. Statt den Brief persönlich nach Memel zu bringen, wählten die Eltern den Postweg. Da sich die Post jedoch in litauischen Händen befand, übergab der Posthalter den Brief der litauischen politischen Polizei. Darauf wurden alle, die unterschrieben hatten, zu Verhören vorgeladen und mit Einlieferung in das berühmte Zuchthaus Bajohren bedroht.

Zu unserer eigenen Schande muß ich eingestehen, daß es sich hier um den Memelländer Max Kiupel handelte, der mit mir 1931 die erste Lehrprüfung abgelegt hatte. Es bestätigte sich hier die Erfahrung, daß die preußischen Litauer oftmals fanatischer als die Großlitauer waren.

Ich wurde 1934 nach Stuten versetzt, nachdem ich vorher in Darzeppeln, Perwelk und Posingen unterrichtet hatte. In diesen drei Dörfern war die Unterrichtssprache Deutsch gewesen, und hier landete ich erstmalig an einer Schule mit litauischer Unterrichtssprache, in der es kaum Deutsch als Fremdsprache gegeben hatte. Ich stand vor dem Problem, Schüler vor mir zu haben, die nur unvollkommen Deutsch reden konnten!

Der Schulrat hatte mich mit dieser schwierigen Stelle betraut, weil ich gerade meinen litauischen Militärdienst hinter mir hatte und daher verhältnismäßig gute litauische Sprachkenntnisse besaß. Natürlich durfte ich nicht die Unterrichtssprache von mir aus ändern. Dazu hätte es einer Aktion der Eltern bedurft, die ich als Lehrer nicht auslösen konnte. Im Schulsprengel wohnte dazu der Litauer Reisgys, der in Jurgin seine „Villa“ hatte und dessen Kinder in Stuten die Schule besuchten. Reisgys spielte in litauischen Kreisen eine führende Rolle und war ein bekannter Politiker jener Zeit. Er wurde wegen seiner Verbindungen gefürchtet.

Neuer Geist kehrt ein

Die Eltern verhielten sich abwartend, als ich die Stelle übernahm. Die Kinder merkten jedoch schnell, daß ein neuer Wind wehte. Der Rohrstock wurde ins Pult verbannt und trat nur noch bei schweren Delikten der Ungezogenheit in Tätigkeit. Im Unterricht wurde ein anderes Tempo angeschlagen, um die Bildungsrückstände aufzuholen. Deutsche und Litauer wurden mit gleicher Freundlichkeit und Strenge behandelt. Das erkannten auch die Reisgys'schen Kinder schnell, und sie schwiegen offensichtlich über das, was sich in der Schule nach und nach veränderte. Freude wurde zum Unterrichtsprinzip. Endlich gab es geregelte Sportstunden, in denen der Lehrer vorturnte, statt nur vom Rande des Schulhofes Anweisungen zu geben.

So langsam tauten auch die Eltern auf, als sie spürten, daß sie hier keinen Apostel des Litauertums, sondern einen

Menschen ihresgleichen vor sich hatten, der Deutsch und Litauisch gleichermaßen sprechen konnte und beide Sprachen tolerierte. Um nicht gleich den Unwillen der litauischen Behörden zu erregen, mußte ich zunächst mit der litauischen Unterrichtssprache fortfahren. Niemand, der nicht in ähnlicher Lage war, kann sich die Schwierigkeiten vorstellen, in einer Fremdsprache rechnen oder Naturkunde geben zu müssen. Die Arbeit war für mich eine Qual, bis ich mir mit Hilfe von Büchern und Unterstützung der Kinder die nötigen Spezialausdrücke angeeignet hatte.

Aber von meinem Ziel, diese Schule dem Deutschtum zurückzugewinnen, war ich weiter entfernt als je. Schon trug ich mich mit Versetzungsabsichten – aber ich wäre mir wie ein Fahnenflüchtiger vor-



Lehrers im Winter

Kein fließendes Wasser, kein elektrisches Licht – und trotzdem denkt das Ehepaar Schmidt gern an die ersten Ehejahre in Stuten zurück.

gekommen. Wo gab es einen Ansatzpunkt? Er lag im amtlich gestatteten Deutschunterricht. Für die deutsche Muttersprache sah die Schulaufsicht sage und schreibe eine einzige Stunde täglich vor. Alle anderen Stunden waren litauisch zu halten. Aber wer kontrollierte schon einen Lehrer, ob dieser eine, anderthalb oder zwei Stunden Deutsch unterrichtete! Von dieser Freiheit machte ich Gebrauch, ohne daß es auffiel. Die Kinder waren froh und dankbar, wenn der Lehrer öfter unversehens in die deutsche Sprache fiel. Sie wollten ja Deutsch lernen! In den Pausen, beim Spiel, auf Unterrichtsgängen und bei Wanderungen sprach ich Deutsch mit ihnen. Sie antworteten zunächst zögernd und unbeholfen, immer in Erwartung von Schelte oder Strafen. So erreichte ich nach und nach, daß die Schüler im Gebrauch des Deutschen die gleiche Unbefangenheit und Geschicklichkeit erreichten, die meine Vorgänger mit dem Litauischen geschafft hatten. Die Eltern schwiegen zu der Entwicklung zustimmend. Sie wußten, wie gefährlich meine Position war.

Lacitis ist unzufrieden

Nach drei bis vier Jahren hatte ich die Verhältnisse erreicht, die in Stuten 1930 bestanden hatten. Unzufrieden war nur der litauische Schulrat Lacitis, der mir nach seiner letzten Visitation 1938 nicht nur seine Unzufriedenheit über „den schlechten Geist“ in der Stuttener Schule ausdrückte, sondern mir auch mit dem Gesetz zum Schutze von Volk und Staat drohte, mit dem die Memelländer abgeschreckt werden sollten. Dieses Kautschukgesetz ließ sich überall anwenden, wo man Druck auf Andersdenkende ausüben wollte. Der Schulrat brauchte nur festzustellen, daß die Leistungen der Schüler im Deutschen besser als im Litauischen waren, und schon hatten man ein Verfahren am Hals. Das Terrorgesetz übernahm die Funktion des Befehls Nr. 2 des Kriegskommandanten aus dem Jahre 1927, der folgenden Wortlaut hatte:

„Gestützt auf § 9 des besonderen Gesetzes zum Schutze des Staates, gebe ich hiermit der Bevölkerung bekannt, daß ich alle diejenigen, die

1. gegen die Regierung, ihre Organe das Heer und seine Führer aufreizende Nachrichten in der Presse, in Versammlungen oder sonstwie an öffentlichen Stellen verbreiten oder einen Teil der Bevölkerung gegen den anderen aufhetzen oder

2. sich mit Schmuggel befassen, mit Geldstrafen bis zu 5000 Lit oder mit Gefängnis bis zu drei Monaten oder mit beiden Strafen zugleich belegen, bei Vorfällen schwerer Art als dem Staat und der öffentlichen Ordnung schädliche Elemente gem. § 8 Abs. 1 des besonderen Gesetzes zum Schutze des Staates aus dem Memelgebiet ausweisen oder in das Konzentrationslager schicken werde.“

Lacitis' Drohungen stimmten mich zwar bedenklich, konnten mich aber nicht schrecken, weil die Zeit für uns Memelländer arbeitete. Das Jahr 1938 ließ bereits die politischen Veränderungen ahnen, vor denen Europa stand. Auch am memelländischen Himmel gab es die ersten Silberstreifen der Hoffnung.

Was hatte Lacitis an mir auszusetzen gehabt? Ich hatte die Schulchronik in deutscher Sprache geführt. Ich wies ihn darauf hin, daß sich im Memelland jeder seiner Muttersprache bedienen dürfe, und die meine sei Deutsch. Er rügte ferner, daß ich die Schreiben des Schulamtes, die grundsätzlich nur in litauischer Sprache ergingen, deutsch beantwortet hätte. Er war sich gar nicht bewußt, daß er damit gegen das Autonomiestatut verstieß, das die Gleichberechtigung beider Sprachen in amtlichen Erlassen hervorhob.

Aber die Tage der Reisgys, Simonaitis und Lacitis waren bereits gezählt. Nach einem guten halben Jahr, in dem der Kriegszustand aufgehoben werden mußte, kehrte unsere Heimat ins Deutsche Reich zurück. Mit einigem Stolz kann ich feststellen, daß die Stuttener Schule zu diesem Zeitpunkt leistungsmäßig nicht hinter anderen einklassigen Schulen zurücklag.

Wenn auch die tragischen Ereignisse des zweiten Weltkriegs das Kapitel der deutschen Schule Stuten rigoros beendet haben – sie konnten eines nicht zerstören:

den deutschen Geist und die deutsche Haltung von Schülern und Eltern. Viele, die die Schule Stutten besucht haben, zehren noch heute von dem, was sie dort fürs Leben mitbekamen.

Als ich im Dezember 1940 zum Wehrdienst eingezogen wurde, betraute Schulrat Walgahn meine Frau mit der Verwaltung der Stuttener Schulstelle. Er hatte schon im Herbst jenen Jahres angedeutet, daß meine Einberufung wohl dicht bevorstehe, und ich hatte ihr seitdem die ersten Gehversuche vor der Klasse gestattet. Ich verwaltete in der letzten Zeit vor der Einberufung außer Stutten noch die Schule von Schnaugsten. Das hieß für mich: an drei Tagen bei jedem Wind und Wetter mit dem Fahrrad zur Nachbarschule fahren. Als Schulhelferin trat meine Frau schließlich an meine Stelle, und mit viel Eifer und Idealismus hielt sie

bis zum bitteren Ende im Oktober 1944 die Stellung.

Denke ich heute an meine Arbeit in Stutten zurück, so muß ich sagen, daß wir deutschen Lehrer im Sinne Kants und in guter preußischer Tradition versucht haben, unsere Pflicht gegenüber der Allgemeinheit zu erfüllen. Auf die Flucht nahmen wir die Werte mit, die wir in einem schweren, jahrelangen Volkstumskampf als die höchsten erkannt haben: Ehre, Treue, Vaterland und Freiheit! Wenn die deutsche Bevölkerung heute nur einen Teil der Begeisterung und des Opfermutes für eine Wiedervereinigung und für eine Rückgewinnung der deutschen Ostgebiete aufbringen würde, die wir damals für die Verteidigung unserer Autonomie an den Tag legten, dann brauchte uns um Deutschlands Zukunft nicht bange zu sein.

Zogen einst fünf wilde Schwäne ...

Bilder der Erinnerung von Rose Bittens-Goldschmidt

Melodischer Singsang in den Lüften: die Singschwäne sind aufgebrochen aus dem hohen Norden. Sie rufen dem an der Spitze des Dreiecks fliegenden Gefährten zu: „Sind wir bald da? Siehst du das offene Wasser im Haff?“

„Bald da – bald da“, tönt der melodische Ruf zurück. Und tiefer zieht der Zug dahin, „Schwäne, leuchtend weiß und schön.“

Dahin über die Menschen da drunten. Die ziehen auf der Kurischen Nehrung entlang, mit Wagen und Pferden, unten am Seestrand durch die Eisschollen und die Brandung.

„Sing, sing! Was geschah?“ ruft der Schwan wieder seinem Gefährten zu, und wieder tönt die melodische Antwort zurück: „Eine Königin auf der Flucht!“

„Warum nach Norden?“

„Die letzte Zuflucht in ihrem Reich! Ja – a – a –“

Und die singenden Schwäne schwenken zur Haffseite der Kurischen Nehrung hinüber, wo das rettende offene Wasser blinkt, Ruhe und Nahrung für sie.

„Die Mímele war zu verne gelegen,
Got der mußte ir selbe pflegen.“
So schrieb der Chronist im 13. Jahrhundert.

Wie eine Sage klingt es zu uns herüber, die winterliche Flucht der Königin Luise nach Memel in den Januartagen von 1807. Nach Memel, der ältesten und fernsten Stadt Ostpreußens.

„Und bittet, daß eure Flucht nicht geschehe im Winter“, ist in der Bibel bei Mathäus zu lesen.

Aber die Menschen unseres Zeitalters, denen die alte Mímele keine Zuflucht vor den Feinden mehr bot, traten ihre Flucht über die Kurische Nehrung immer im harten Winter an.

Nun war auch die letzte Etappe dieser erbarmungswürdigen königlichen Flucht erreicht: der Alte Sandkrug auf dem klei-

nen Berg, der Stadt gerade gegenüber. Noch eine Nacht, bevor man hinüber übers Haff ins feste Winterquartier kam. Erbärmlich war die Unterkunft in dem Gastzimmer des Sandkrugwirts. Der feine Stienschnee ging durch Türen und Fenster. Als die Königin das Quartier verließ, fand man, mit ihrem Diamantring eingegritzt, in der kleinen trüben Fensterscheibe den Vers des Harfners:

Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt Euch nicht, Ihr himmlischen Mächte!

Die Königin hatte auf die Flucht Goethes „Wilhelm Meister“ mitgenommen und aus diesem Weisheitsbuch Erkenntnisse und damit Trost für ihr Schicksal gewonnen. Es hatte die Bitternis ihres Herzens gelöst. Wie merkwürdig zu wissen, daß ihr großer unerbittlicher Widersacher, der sie, die Kranke, durch die Schrecken dieser winterlichen Flucht hetzte, auch ein Goethebuch auf seinen Kriegszügen mit sich führte: „Die Leiden des jungen Werthers.“

Gebrochen ward das Herz der Königin durch die Härte und Kälte Napoleons. „Der Schwan von Tilsit“, Max von Schenkendorf, sang in tiefem Weh:

Rose, schöne Königsrose –
Hat auch Dich der Sturm getroffen?
Gilt kein Beten mehr, kein Hoffen
Bei dem schreckenvollen Lose?

Mehr als hundert Jahre später erreichte der Krieg wieder einmal die alte Mímele, und wieder im Winter flohen die Menschen über die verschneite Kurische Nehrung bei bitterem Frost. Diesmal kam der anrückende Feind vom Osten her. Als die Russen dicht vor der Stadt standen, packte die Mutter rasch und umsichtig wollenes Zeug in die Rucksäcke und tat dazu geräucherte Wurst. Die beiden eben-

gebackenen großen Roggenbrote zog sie im letzten Augenblick aus dem Ofen und steckte sie den beiden Jungens, jedem eines, in die Rucksäcke. So hatten die Brüderchen es in der eisigen Kälte schön warm im Rücken.

Auf dem Weg zum Hafen klingelten die Eltern in der Grabenstraße noch die befreundete Familie heraus: Mutter, vier Kinderchen, unsere Spielgefährten, und das Hausmädchen. In hastiger Eile zog man sich an, um den letzten Fährdampfer zu erreichen. Dann wagte der Kapitän nicht mehr, zur Stadt zurückzufahren. Die Russen waren schon im Vorort Janischken, man hörte ihr „Urta – Urta“, hörte Gewehrschüsse und sah es brennen.

Noch ein letzter Kutter lag am Kai des Winterhafens. Die beiden befreundeten Reederfamilien waren darin bereits verstaubt, und der Bootsmann hielt schon das Tauende in der Hand, um abzulegen. Aber die Anna fehlte noch, das Hausmädchen. Die Unruhe und die Angst stiegen mit jeder kostbaren Minute: „Ach Gottchen, was macht sie da bloß noch im Haus! Sie muß doch längst da sein!“

Und da kam die Anna auch schon die Holzstraße entlanggerannt, in hellblau gestreiftem Kattunkleid und weißer Schürze, in einer Hand die Petroleumlampe mit der schönen Glasglocke aus dem Salon, in der anderen Hand Besen und Schaufel! Die Laufplanke war schon eingezogen, ein Streifen Wasser lag zwischen Boot und Kai.

„Anna spring!“ rief der Hausherr. Anna sprang, aber zu kurz. Man zog sie triefend naß heraus, und hast du nicht gesehen, legte der erboste Hausherr sie übers Knie und verdrosch sie mit dem geretteten Besen.

Unser großer Rodelschlitten mit festgeschnallter Wolldecke darauf kam auch mit. Er erwies sich bei der meilenweiten Fußwanderung über die Kurische Nehrung mit all den kleinen Kinderchen als sehr nützlich. Das Hausmädchen der befreundeten Familie hatte die feinsten Sonntagschuhe angezogen zum Wandern im Schnee. Sie wollte sie nicht den Feinden in die Hände fallen lassen! Ein Absatz war bald dahin. Und nun humpelte sie den Weg entlang, und ihr Jammergesang begleitete die Dahinwandernden: „Ach Gottche, mein Aaaabsatz, ach Gottche, mein Aaaabsatz.“

Die Herrin dieses Unglückswurms hatte in der Hast des Aufbruchs als Kopfbedeckung nur einen schönen Spitzenschal umgebunden, und die Kinderlein fanden es als das Beste, in ihr kleines Köfferchen einen Ball und ein Bilderbuch einzupacken. So ging's nun dahin in Eis und Schnee bei 25 Grad Kälte.

In Sarkau nahmen die Fischer die Flüchtlinge auf und fuhren sie in gefahrvoller Fahrt über Risse und Wasserblänken in ihren Pferdeschlitten über das zugefrorene Haff aufs Festland hinüber, wo sie in Sicherheit waren.

Nach drei Tagen zogen die Russen ab aus der Stadt, und der Kriegsschauplatz verlagerte sich nach Rußland hinein.

Aus dem kleinen Königreich Preußen von einst war 1871 ein ganzes Kaiserreich geworden. Und merkwürdigerweise lebte ein Urenkel der Königin Luise auch ein Jahr lang gerade wie sie im alten Memel. Es war Joachim, der jüngste der Kaisersöhne. Er war so jung wie Milch und Blut und seine junge Gemahlin ebenso.

Sie gaben der kleinen Garnison Glanz und Romantik. Von ihrer Villa in Försterei ritten sie über die Heide weit und durch die grünen Wälder.

Auch zum Alten Sandkrug fuhren sie mit der kleinen Dampferfähre hinüber. Gemütlich, umfangreich und rundlich gebaut wie eine Badewanne, rauschte und tuckerte sie gemächlich und zuverlässig zwischen Stadt und Nehrung her und hin.

Auch das junge Prinzenpaar mit seinem winzigen Hofstaat stellte sich in der kleinen Menschenmenge an, um auf die Überfahrt zu warten. Wenn wir Schulkinder sie erspähten, schrien wir jedesmal laut und begeistert: „Hurra, Hurra!“ Wir waren außerordentlich patriotisch. Das letzte Goldstück bettelten wir unserer Mutter ab für die endlosen Sammlungen, es stand bald gar nicht so gut mit dem Krieg, und die Siegesfeiern wurden immer spärlicher. „Gold gab ich für Eisen“, hieß die Devise, und stolz trugen wir unsere eisernen Ringe mit dem Aufdruck „Vaterlandsdank“.

Auch das Schicksal unseres jungen Prinzen nahm eine tragische Wendung. Die Situation nach der Abdankung Kaiser Wilhelm II. in seinem holländischen Exil nach dem verlorenen Weltkrieg kennzeichnen am besten die Worte des jüngsten Kaisersohnes Prinz Joachim: „Alle, die vor uns den Rücken beugten, sind davongelaufen. Viele von denen, die wir gerade für die Treuesten hielten, sind nicht mehr sichtbar, seit unseres Hauses Glanz erlosch.“

Dann kam zwei Jahre später die Nachricht von seinem Tode zu uns. Er hatte selbst seinem Leben ein Ende gesetzt.

Aber noch hatte das Dunkle uns nicht erreicht. Es lag noch in der Zukunft.

*

Unsere schöne neue Mädchenschule, das Auguste-Viktoria-Lyzeum, war zum Heimatlazarett hinter der Front geworden. Es lagen wohl keine schweren Fälle dort, denn jeden Sonntagvormittag pilgerten wir abwechselnd froh und wichtig mit großen Schüsseln Grießpudding oder roter Grütze unter Begleitung einer Lehrerin dorthin, um die tapferen Verwundeten, die sich in unseren Klassenzimmern erholten, zu erquicken. Zum Dank erhielten wir dann gelegentlich von ihnen selbstgearbeitete kleine Geschenke. Wir hatten gar keine Sehnsucht, wieder in den geregelten Schulbesuch zu kommen. Der Schulbetrieb, mal am Vormittag, mal am Nachmittag in verschiedenen anderen Schulen, war doch sehr unterhaltend und lustig. Dazu verschwanden wir noch tagelang in den Wäldern zum Laubsammeln, auf behördliche Anweisung hin. Viel lernten wir in diesen Kriegsjahren nicht. Die Eltern zogen sommerüber in die Villen am Sandkrug, es gab ein regelmäßiges Hin und Her übers Haff, alles stand unter dem Gedanken: Nur gesund diese Zeiten überstehen! Die Ernährungslage war recht mangelhaft, und die Lehrer im Gymnasium verstiegen sich zu der Ermahnung an ihre Schüler, aus Patriotismus „den Leibriemen noch enger zu schnüren“. Was dann bei unserem ältesten Bruder, verbunden mit vormilitärischen Geländeübungen im nassen Herbst, zum gesundheitlichen Zusammenbruch führte.

Vorsichtig begann nun auch unser Vater bei seinen Kollegen auf dem Lande Korn zum Brotbacken zu hamstern. Man versorgte sich mit lebenden Hühnern, der Eier wegen, welche diese Hühner legen,

einem Schweinchen und einer Ziege, wenn man die nötigen Unterkünfte für das Kleinvieh hatte.

Und so raschelten auch bei uns im Herbst drei Gänse im Haberstroh, Hühner gackerten, ein Schweinchen wurde gemästet. Ja, es wurde gut gemästet, wollte nur nicht so recht fett werden, das Schweinchen. Die Beinchen vor allem blieben so lang und grazil. Bis man einmal dazu kam, wie „Herkules“ als Zirkusschwein an langer Wäscheleine im Schweinsgalopp in der Runde trabte, vom Zirkusdirektor dirigiert, der auf dem umgekippten runden Wäschezuber souverän balancierte. Ein jähres Ende ward natürlich diesem sportlichen Training gemacht, schade, Herkules sprang gerade so elegant über kleine Hürden! Der Zirkusdirektor legte sich alsdann auf die Kaninchenzucht. Aufgegessen wurden diese reizenden Tierchen nie, auch ihnen wurde viel frische Luft



Alter Sandkrug

und Bewegung im Garten vergönnt. Wenn sie sich nur nicht gerade unter den Stachelbeerbüschen verstecken wollten, wenn wir sie zur Nacht einsammelten. Bäumchlings lagen wir auf der Erde und griffen in die stacheligen Zweige nach den zappelnden weichen Wollknäueln.

Auch Schwesterchen tat das Ihrige und sammelte mutterlose junge Kätzchen in ihrem Schürzchen ein. Der Älteste war krank und blieb schonungsbedürftig. So ruhten die kleinen Pflichten, die für uns Kinder in solch einem Kriegshaushalt erwachsen, allein auf dem jüngeren Brüderchen und mir, der älteren Schwester. Als ein Stück Ackerland vor dem Städtchen gepachtet wurde, um die Familie mit Gemüse zu versorgen, gab's für alle viel zu tun. Vater entwickelte sich zu einem bewundernswürdigen Gärtnersmann und Muttnen zu einer großartigen kenntnisreichen Hausmutter, und beide waren doch schöngeistige Menschen mit künstlerischen Fähigkeiten. Ich glaube, sie legen großen Wert darauf, auch uns recht lebensstüchtig zu erziehen. Die musische Erziehung, gute Bücher, Wandern und Rudern und Schwimmen wurden dabei nicht vernachlässigt. Wie waren damals die Sonntagnachmittage mit den Eltern zusammen schön! Besonders zur Winterszeit. Wir saßen dann alle um den weißen Kachelofen herum, in dessen Bratröhre mit dem Messingtürchen Bratäpfel aus unserm Garten zischten und dufteten. Die Ofenbank hatte Vater selbst geschreinert und mit Intarsien versehen, es war ein Weihnachtsgeschenk für Muttnen gewesen. Es wurde vorgelesen, am Klavier gesungen, Laute gespielt, und wenn Vater dazu auf der Geige die obere Stimme spielte, war ich besonders glücklich.

Wurde wieder einmal die alte Laterna Magica hervorgeholt, wurden die altbekannten Bilder mit immer neuem Entzücken begrüßt! Und abends beim Einschlafen tönte das schöne Klavierspiel von Vater bis in meine Träume.

Hatte unsere Betty, die ein ganzes Kinderleben lang bei uns im Hause war, an Sonn- und Feiertagen Ausgang, so sprangen Brüderchen und ich ein, fütterten das Schwein und melkten die Ziege. Die Gänge vor die Stadt zum Gemüesfeld waren uns noch die liebsten. Denn die Ziege war störrisch, und das Brüderchen etwas cholerisch.

Wenn wir alles schön gegossen, die Raupen von den Kohlhäuptern gesammelt und das Unkraut gejätet hatten, so stopften wir unsere Rucksäcke voll mit dem Gemüse, wie es die Mutter uns aufgetragen hatte. Und dann traten wir den Heimweg an durch die schöne weiße, grüne Birkenallee, Hand in Hand. Nie gab es da Zank und Streit zwischen uns. Ich weiß nicht mehr, was wir uns so zu erzählen wußten. Wir waren gewissermaßen nur ein einziges Kind, in tiefer Familienzusammengehörigkeit miteinander verbunden.

Im Italienischen heißt die Ziege capra. Capriccioso bedeutet: launenhaft wie eine Ziege. Sogar in die Musik ist die Charaktereigenschaft einer Ziege als capriccio eingegangen.

Wer einmal mit der kapriziösen Eigenart einer Ziege zu tun hatte, weiß ein Liedchen davon zu singen! Davon machte unsere brave Schweizerin, eine Saanenziege, keine Ausnahme. Wir Kinder dachten zuerst alle, sie gäbe, ihren Namen gemäß, reine Sahne anstatt Milch. Hübsch und fein war unsere Zippora in dem schwarz-weißen Fellchen, echt preußisch gefärbt. Aber in ihrem Innern verfügte sie gar nicht über die löblichen Eigenschaften des Ostpreußentums, in denen wir zu Nutz und Frommen unserer Umgebung und um unserer Selbst willen erzogen wurden. „Äußerlich, mein gutes Tier, äußerlich, da bist du glatt und geleckt – aber innerlich, da bist du schwarz“, hätten wir manches liebe Mal seufzen können.

Sie war ganz einfach kapriziös und launisch. Diese Eigenschaft wurde in unserer Familie als besonders verwerflich angesehen.

In unserem Stadthaushalt lief sie gewöhnlich frei durch Hof und Garten, kletterte auch gern die Treppe zur Küche hinauf und erschien zum namenlosen Entzücken der Kinder mit ihren beiden Zickeln in den Wohnzimmern. Kurzum, sie lebte ein kurzweiliges Leben. Im Garten fraß sie während des Melkens ruhig an den bitter-würzigen Blättern der Weißdornhecke, Äpfel und Birnen, die ins Gras plumpsten, waren ihr ein Genuß, und ihre Milch, so konnten wir feststellen, hatte dann das besondere Aroma des am Tage Gefressenen.

So mußte sie die Langeweile packen, als sie in die Sommerfrische auf die Nehrung mitgenommen und auf einer grünen Weide auf dem alten Sandkrugberg angepflockt wurde. Die Kette war durchaus schön lang, sie hatte auch eine sehr reizvolle Aussicht über Haff und Stadt; aber was ist das für eine Ziege, die über Gräben springen will und überall, hier und dort, ein würziges Kräutlein für ihren genäschigen Gaumen rupft! So hörten wir

oft ihr unzufriedenes Meh – Meh –, und wenn Brüderchen sie beim Melken an den Hörnern festhielt, mußte ich sehr auf den kleinen Milchkessel achten, damit sie ihn nicht umstieß.

*

Nun war der Juni ins Land gekommen und brachte alle Rosen zum Blühen. Wir fuhren abends auf dem Haff Bootchen und sangen zum Klang der Laute alle Rosenlieder, die wir kannten. Was lag da näher, als an einem Sonntag ein Rosenfest zu veranstalten, dachten die Stadtväter. Rosen wurden in Körbchen gebettet und von jungen Mädchen in weißen Kleidern verkauft. Der Erlös war für die Verwundeten im Städtchen bestimmt.

Das junge kaiserliche Prinzenpaar war auch herübergekommen, saß im Kaffeegarten und lauschte mit Hoffräulein und Adjutanten den Klängen der kleinen Kurkapelle. Die ganze Luft am Alten Sandkrug schien von Rosenduft erfüllt.

Wir Kinder mußten sehr enttäuscht in unserm Garten bleiben, die Eltern liebten das Volksgetümmel nicht. Wir suchten uns durch das alte Spielchen zu entschädigen, das meine Enkel heute noch mit Entzücken erfüllt: hinterm Gartenzaun, von der Rosenhecke geschützt zu liegen, ein leeres Portemonnaie an langer Schnur, fein von Sand bedeckt. Dem arglosen Vorübergehenden wird ein großartiger Fund vorgegaukelt! Wenn der Überraschte sich bückte, schnellte das Portemonnaie durch die Luft – von unterdrücktem Geächze jenseits der Hecke begleitet.

Das Spielchen erlahmte bald an der spärlichen Anzahl der vorübergehenden Opfer, denn alles befand sich auf dem Rosenfest, einschließlich unserer Betty, die dort ihren Schatz traf, natürlich einen tapferen verwundeten Krieger.

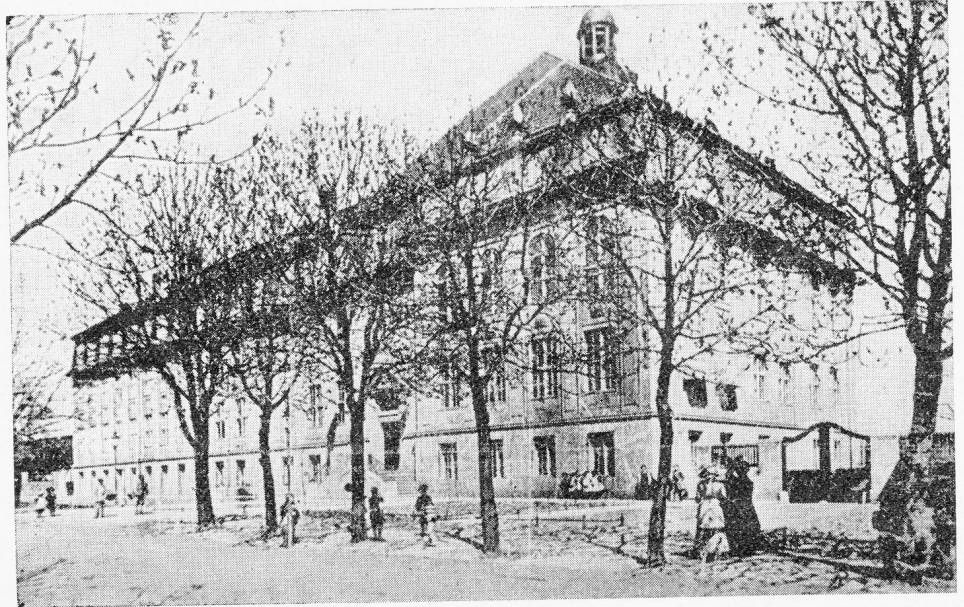
Da kamen Freunde gelaufen: „Eure Ziege hat sich losgerissen und steht vor dem Musikpodium!“

Der Ruf: „Der Löw ist los!“ hätte auf Brüderchen und mich nicht alarmierender wirken können. Wir ahnten schon, was uns bevorstand!

Zippora, die lange Kette mit dem ausgerissenen Holzpflöck hinter sich, stand wirklich ganz vorn am Musikpodium! Mit hochgerecktem, schön gehörnten Ziegenhaupt lauschte sie völlig hingeegeben den Walzerklängen: „Schenkt man sich Rosen in Tirol.“

Leicht amüsiert schauten Musiker und Publikum vorne auf Zippora. Aber das Theater ging erst los! Brüderchen ergriff die Kette, ich schob von hinten, denn Zippora dachte gar nicht daran, das musische Vergnügen aufzugeben. Brüderchen zerrte, der Ziegenhals wurde lang und länger, sie stemmte sich im Erdboden fest, und erst, als sie keinen Schnauf mehr hatte, galoppierte sie plötzlich los. Wir waren gezwungen mitzurennen. Dann, bei einer neuen Ansammlung von Menschen um ein Rosenkörbchen, machte sie wieder neugierig schnuppernd Halt. Wir schoben, wir zerrten, dann ging's wieder im Galopp davon! Belustigtes Gelächter folgte uns, wo wir auch vorbeikamen.

In unserer Familie liebte man durchaus kein Aufsehen, Brüderchen war in diesem Punkt besonders zart besaitet und ich auf dem Wege, eine junge Dame zu werden. Äußerlich war davon wohl noch nichts zu bemerken – ich war ein richtiger Backfisch – aber innerlich – innerlich! Wir wären am liebsten unsichtbar vor Scham und Schande geworden.



Auguste-Viktoria-Schule

Kurz, wir waren völlig erschöpft, als wir mit Zippora endlich oben auf dem Alten Sandkrug anlangten. Mit aller Kraft schlugen wir mit dem hölzernen Possekel den Holzpflöck in den Wiesengrund.

Zippora starb ein Jahr später, man kann fast sagen, den Soldatentod, den kriegerischen Zeiten entsprechend. Der Krieg nämlich näherte sich seinem Ende, und unsere aus Rußland kommenden durchziehenden Soldaten fanden ein kurzes Quartier auch bei uns in Haus und Hof. Überall lag das kriegerische Zeug herum. So lagen auch kleine Berge von köstlich schmeckendem Kommißbrot in der Ecke des Vorplatzes. Zippora schnupperte und knabberte genähsig nach Ziegenart überall herum. Da muß sie auf ein Säckchen mit Schießpulver gestoßen sein. Und da schon im Siebenjährigen Krieg der Alte Fritz seinen Soldaten verboten hatte, es anstelle von Salz zu gebrauchen, weil es Ruhr verursachte, so hatte es auch bei Zippora die allerschlimmsten Folgen. Wie schmeckt einer Ziege doch Salz so süß! Nur kannte sie die militärischen Vorschriften des Alten Fritz nicht. – Wie sollte sie auch?

*

Zogen einst fünf junge Burschen
Stolz und kühn zum Kampf hinaus.
Sing, sing! Was geschah?
Keiner kehrt nach Haus.

Nach dem zweiten verlorenen Weltkrieg, der eine Rückkehr nach der Kurischen Nehrung unmöglich machte, findet sich die kleine Familie in der „Ewigen Roma“ wieder. Die landschaftliche Situation ist ein bißchen ähnlich – das Meer rauscht vor der Stadt, man wohnt auf dem höchsten Hügel Roms, und die Wohnung liegt noch höher mit weitem Blick über ein grünes Tal bis hin zum Sorakte, der im Winter mit seinem Schneehaupt wie frisch aus der Ode des Horaz entstieg scheint. Die große Terrasse wurde wie ein kleiner Garten angelegt.

Das Schulmädchen vom Alten Sandkrug ist inzwischen eine glückliche Großmutter geworden. Sie zieht im Gedenken an ihren Vater, der eine geschickte Gärtnerhand

besaß, die dunkle, samtartige, süß duftende rote Rose, die damals um die Laube im Obstgärtchen blühte.

Wenn ich Glück habe, erwache ich noch vor Sonnenaufgang. Nach der Alba erscheint die rosenfingrige Eos. Zuerst leuchtet der purpurfarbene Sonnenball durch die dunkelgrünen Pinien gegenüber und steigt dann mit unbeschreiblicher Schnelligkeit über den Hügel mit der weißen römischen Villa. Mein ganzes großes Zimmer, das vor der Terrasse liegt, ist erfüllt vom rosigen Scheine, der durch die zarten, weißen Schleier der Vorhänge dringt. Auf allen Tischen stehen Schalen mit Rosen. Es ist ein Rosenleben in diesem Sonnenaufgang, feurig und still.

In den Sternennächten des Frühlings spazieren wir sachte hin und her, hoch über den Dächern. Die Tujabäume wirken wie Zypressen beim Mondschein in unserm Hausgärtlein. Leichter silbriger Dunst liegt über der Landschaft. Von allen farbigen Rosen leuchtet allein die schneeweiße You ki San hervor. Sie ist auch zu Vaters Gedächtnis gepflanzt; drei weiße Rosen legten die beiden Geschwister dem toten Vater in die Hände vor dem Beginn der Totenfeier in der Loge Memphis. Alle meine weißen Rosen, die ich in der Morgenfrühe auf meiner römischen Terrasse schneide, gehören seinem Bildnis.

„Und horch! Ruft drein die Nachtigall, liebend nach mir aus dem Nebeltal.“ – Sie singt, bis die Alba die Nacht ablöst und der Kuckuck unten aus dem grünen Tal zu rufen beginnt. Die ersten Hähne krähen fern.

*

Auch eine Ziege ist wieder da. Aber sie springt diesmal kapriziös und meckernd aus dem Märchenbuch der Gebrüder Grimm! Wenn der Schneider, der Vater der drei Söhne, die tagsüber die Ziege brav gehütet haben, das Tier am Abend fragte „Ziege – bist du auch satt?“ und dann die falsche Ziege antwortete „Wovon sollt ich satt sein? ich sprang wohl über Gräbelein und fand kein grünes Blättelein – meh – meh“, so funkeln die Äugelchen der beiden Enkel, und ganz

empörte Ausrufe ertönen: Diese Ziege ist aber auch wirklich die personifizierte Bosheit der Welt!

Unsere Zippora vom Alten Sandkrug liebte wohl sehr die Musik, die von ferne zu ihr auf ihre grüne Weide vom Rosenfest herübertönte, und sie liebte das Wan-

dern. Beides Vorlieben, die auch der Familie eigen waren, in deren Mitte sie ihre Ziegentage verbrachte. Auch die Liebe zu den Rosen war stark in der Familie ausgeprägt, so daß der Vater die älteste seiner kleinen Töchter auf den Blumennamen Rose taufte.

Altpreußen — Goten — Wikinger

Ein Gang durch Ostpreußens Vorgeschichte

Unsere Betrachtung soll uns in die Vorgeschichte unserer Heimatprovinz führen, in die Zeiträume von jenem Ereignis, mit dem die Geschichte Ostpreußens im engeren Sinne erst beginnt: die Eroberung des Preußenlandes durch den deutschen Ritterorden im dreizehnten Jahrhundert.

Man hört oft das Wort von der „grauen Vorzeit“. Hier trifft dieser Ausdruck wirklich zu. Die Sprache, die die Urbewohner gesprochen haben, ist seit 300 Jahren verklungen. Die Schrift war ihnen völlig unbekannt. Kein Bild verrät uns etwas von ihrer Gestalt und ihrem Wesen. Der Blick der alten Kulturvölker hat vor den Ordensrittern nur ganz selten und gelegentlich die für sie so entlegenen Gegenden des Bernsteinlandes gestreift.

So mußte man denn in die Erde hinabsteigen und nach den Spuren der Altpreußen suchen, und meist sind es nicht die Überreste ihrer Wohnstätten, sondern ihrer Gräber, die spärliche Kunde von ihnen geben.

Nachdem aber in den letzten Jahrzehnten die Forschung sich immer eindringlicher und umfassender der ostpreußischen Vorzeit zugewandt hat, die für die Jahrhunderte vor uns völlig versunken war, liegt heute jene Zeit in großen Zügen und in vielen Einzelheiten entschleiert vor uns.

Wie dankbar müssen wir daher jenen vielen namhaften Forschern und unbekannten Helfern sein, denen kein Stein, keine Bodenschwelle, keine Scherbe zu unbedeutend war, um sie in Ehrfurcht über die Geschichte unserer Vorfäter zu befragen. Ostpreußen ist ungeheuer reich an vorgeschichtlichen Gräbern. Gibt es doch kaum einen Gutshof, ein Dorf, die nicht ihre vorgeschichtliche Fundstelle haben. Vieles ist freilich für immer verloren, zerfallen durch die auflösende und einebnende Kraft der Natur — so zersetzen sich namentlich Gebeine sehr rasch in dem kalkarmen Boden — oder vernichtet durch die Menschen, die unwissend oder unachtsam ihren Pflug über alte Gräberfelder führten, die Steinsetzungen für ihren Wegebau benutzten und die alten Burgwälle einebneten.

Das meiste ist allerdings erst in den letzten hundert Jahren zerstört worden, als man die Dorfstrukturen neu zusammenlegte, während bis dahin die alten Grabhügel noch meist als Orte abergläubischer Scheu und Verrufenheit unberührt gelegen hatten. Andererseits ist es bei der großen Stetigkeit der Siedlungen in Ostpreußen gar nicht selten, daß dieselben Plätze über die Jahrtausende hin immer wieder als Grabstätten benutzt wurden.

Da ist beispielsweise der Gutsfriedhof von Gr. Labehnen im Kreise Pr. Eylau. Der Grabhügel enthält in seiner Mitte ein Skelettgrab aus der Altbronzezeit — der Tote ist in einem Baumsarg bestattet, über den eine Steinpackung und dann der Erdhügel gewölbt ist —, und etwas seitwärts ist ein Steinkistengrab mit Aschenurnen aus der Periode des frühen Eisens. Über dreieinhalb Jahrtausende also ist dieser Hügel nun schon eine Stätte ostpreußischer Toter und birgt friedlich nebeneinander Altpreußen und Deutsche, Heiden und Christen.

Die Eiszeit hat mit ihrem Moränenschutt, ihren Urstromtälern und Seen auch die Oberfläche Ostpreußens — wie die ganz Norddeutschlands und Nordeuropas — geformt. Aber während die Höhlenfunde Süd- und Mitteldeutschlands schon von Menschen dieser Zeit erzählen, hat sich in Nordostdeutschland bisher keine Spur des Eiszeitmenschen gefunden. Dem Menschen begegnen wir erst, nachdem die Gletscher weggetaut sind, in der sogenannten mittleren Steinzeit, 3000 Jahre vor unserer Zeitrechnung.

Wir müssen uns damals Ostpreußen als ein Land ähnlich den Tundren und Wäldern Nordrusslands vorstellen. Jäger und Fischer haben damals Ostpreußen nur sehr dünn bevölkert. Sie kannten noch keine Feldbestellung und keine Viehzucht, aber der Hund war schon bei ihnen. Aus Knochen und dem Geweih des Rentieres und des Hirsches und in dem masurischen Hügellande aus Feuerstein (Flint) fertigten sie ihre Hacken, Äxte und Dolche, Fischharpunen, Messer, Schaber und Pfeilspitzen. Der Bruch von Zedmar bei Darkehmen hat in seinen Torflagern auch die Spuren zweier kleiner Dörfer jener primitiven Jägerkultur aufbewahrt, von denen das eine auf einer Insel, das andere am Rande des ehemaligen Sees lag. Man rechnet sie zum nordosteuropäisch-asiatischen oder „nordeurasischen“ Kulturkreis, der auch nach den eigentümlichen Verzierungen ihrer primitiven Tongefäße der Kulturkreis der „Kammkeramiker“ heißt.

Zu diesen primitiven Jägern und Fischern paßt auch jener seltsame Bernstein schmuck, der in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bei Schwarzort ausgebagert wurde: Ringe, Knöpfe, durchlochte Scheiben und auch eine Reihe kleiner menschlicher und Tierfiguren.

So begegnen wir dem Harzgolde unserer Heimat schon hier an der Schwelle der Vorgeschichte. Diese Figürchen wurden gewiß als Amulette getragen und ähneln in ihrer Form Gebilden, wie sie sich noch heute bei den Lappen, Samo-

jeden und anderen Völkern verwandter Kulturstufe finden. Fragen wir nun nach der Rasse oder dem Volkstum dieser ältesten Bewohner Ostpreußens, so vermag die Wissenschaft heute darauf keine sichere Antwort zu geben. Doch spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß wir es mit Ur-Finnen zu tun haben.

Dieses Jäger- und Urwaldvolk nordosteuropäisch-asiatischer Kulturzugehörigkeit wurde nun etwa in der Zeit von 1500 bis 1000 v. Chr. von einer Völkerwelle aus dem Westen überflutet. Im Norden Europas hatte sich ein gewaltiger Kulturumschwung vollzogen: Der nordische Bauer war auf den Plan getreten. Es ist das jener Kulturkreis der Jungsteinzeit, der in Skandinavien, Dänemark und Norddeutschland durch die Riesensteingräber aus Findlingsblöcken, die oft auch Hünenbetten genannt werden, besonders bekannt sind. Auch Mitteldeutschland wurde zum Kolonialgebiet dieser nordischen Kultur; und von hier, von Elbe und Saale, ging die große Wanderbewegung der Bootaxtleute aus. Sie führen ihren Namen nach den schon geschliffenen kahnförmigen Steinaxten und überfluteten gegen Ende der Steinzeit (etwa 1500 v. Chr.) den ganzen Osten Europas. Ja, man nimmt an, daß die Steinaxtleute die Träger und Verbreiter der indogermanischen Ursprache, also die Ur-Indogermanen oder Ur-Arier sind.

So finden wir gegen Ende des zweiten Jahrtausends v. Chr. solche Steinaxtleute als erste ostpreußische Bauern im südwestlichen Masuren, in der Gegend von Ortelsburg, Neidenburg und Osterode. Neben den eigentümlichen Kugelflaschen erregen vor allem ihre unter Erdhügeln verborgenen Steinkistengräber unsere Aufmerksamkeit: Die Toten wurden in einem etwa 2 bis 4 Meter langen und 1 Meter breiten Sarge beigesetzt, dessen Seitenwände aus senkrecht aufgerichteten Steinblöcken gebildet sind und der durch gewaltige Steinplatten zugedeckt wurde. Schön geschliffene Steinbeile, Tonbecher und -eimer mit Speise und Trank und Bernsteinperlen und -scheiben wurden ihnen beigegeben.

Überraschenderweise zeigt gerade die Kurische Nehrung, dieser so dünn bewohnte armselige Landstrich, in der Jungsteinzeit eine fast ununterbrochene Kette von Wohnstätten. Wir müssen uns freilich vorstellen, daß damals diese „ostpreußische Sahara“ in ihrer ganzen Ausdehnung von Wald bedeckt war. Erst seit dem 17. Jahrhundert n. Chr. hat die Wanderdüne diesen Wald größtenteils verschüttet, und nun sind auch jene vorgeschichtlichen Wohnstätten der Steinzeitmenschen mit den Spuren des alten Waldbodens wieder aufgetaucht. Tonscherben, Bernsteinstücke künden von dem Leben dieser „Schnurkeramiker“. Noch klarer aber tritt die Kultur dieser Jungsteinzeitmenschen in den Ausgrabungen von Succace am Frischen Haff zutage: Sie hatten schon Rind, Schwein und Schaf zu Haustieren, wahrscheinlich auch schon das Pferd, und Mahlsteine künden von den Anfängen des Ackerbaues. Sie wohnten in rechtwinkligen Häusern aus senkrechten Pfählen nach Art der skandinavischen Stabkirchen, sie formten geschmackvolle Tonkrüge: ein Abdruck auf einem tönernen Netzsenker verrät, daß sie ein körperartiges Gewebe für ihre Kleidung herzustellen wußten, und eine prächtige Bernsteinkette zeigt, womit sie sich schmückten.

So wurde also Ostpreußen etwa 1500 v. Chr. in den westlich nordischen Kulturkreis hineingezogen. Indem sich jene urfinnischen Jäger der älteren Steinzeit soweit sie nicht nordwärts abgezogen waren, mit den nordischen Ackerbauern verschmolzen, bildete sich der Kern jener Völker heraus, die man als Balten bezeichnet und zu denen die Letten, die Litauer und die Altpreußen gehören. Die Altpreußen sind also nicht, wie man immer noch bisweilen fälschlich hört, ein slawisches Volk gewesen, sondern sie bilden mit Letten und Litauern eine besondere Gruppe des Indogermanischen, die selbständig zwischen den germanischen und slawischen Völkern steht.

Bevor aber das Volk der Altpreußen als solches klar hervortritt – und das ist erst in den letzten vorchristlichen Jahrhunderten der Fall –, müssen wir noch einen Blick auf das letzte Jahrhundert vor der Zeitenwende werfen. Es ist das die Zeit der Hügelgräber („Kapurnen“ nannte man noch im vorigen Jahrhundert mit einem altpreußischen Wort diese zahllosen, meist von allerhand Spuk- und Geistergeschichten umwobenen Erdhügel, die nun als Verbrennungsgrabstätten der baltischen Urbewohner erkannt sind). Oft sind es ganz kleine, oft aber auch gewaltige Hügel von drei bis vier Metern Höhe und von zwanzig Meter Durchmesser, und dazwischen gibt es Grabhügel von jeder Größe und Ausdehnung. Mannigfach verschieden sind im einzelnen nach Zeit und Landschaft die Bestattungsformen, aber doch verrät sich im ganzen eine solche Einheitlichkeit über den gesamten Zeitraum und das ganze Gebiet der Balten von der Düna bis zur Weichsel hin, daß man eben deswegen von einem einheitlichen Kulturkreis spricht und annimmt, daß während dieses Zeitraumes die Bewohner nicht gewechselt haben.

Hören wir, wie in der Blütezeit dieser Hügelgräberkultur ein solches Grab gestaltet war: Im Zentrum des Hügels wurde eine Kiste aus Steinblöcken errichtet, als Schutz für die Aschenurne oder das Aschenhäufchen, und um sie herum erbaute man aus sorgfältig aufeinandergesetzten Steinblöcken einen oft mannhohen Mauerring. Dieser wird durch Erde und eine darauf gesetzte Haube von Steinen abgeschlossen und das ganze durch einen Erdhügel überwölbt. In den letzten vorchristlichen Jahrhunderten wurden oft viele solche kleine Steinkisten zu einer langen Steinröhre zusammengefaßt und mit gewaltigen Steinplatten überdeckt – offenbar Erb- oder Familiengräfte altpreußischer Großer. Bei der Bewertung dieser Arbeiten dürfen wir nie vergessen, daß sie ohne Eisenpaten und ohne Schubkarre ausgeführt wurden. Um die Wende unserer Zeit-

rechnung aber kam dieser großartige Totenkult in raschen Verfall: Man senkte die Urnen oder auch Aschenbeutel einfach in Flachgräberfeldern in die Erde.

Während dieser Zeit der Hügelgräberkultur sehen wir die Ur-Preußen fast immer unter starkem westlichen Einfluß. Wenn wir die noch immer nicht endgültig geklärte Frage nach den Trägern der Lausitzer Kultur beiseite lassen, die um 800 v. Chr. über weite Gebiete Ostdeutschlands, Polens und Böhmens verbreitet war, so sind es in der Zeit von 750 bis 300 v. Chr. frühgermanische Stämme, die von den Gebieten um den Unterlauf der Oder und Weichsel Besitz nehmen und schließlich den ganzen Westen des heutigen Ostpreußen bis fast zur Passarge besetzen. Dieses Gebiet ist also schon ein halbes Jahrtausend vor Christi Geburt germanischer Kulturboden gewesen.

„Die Kultur der „Hünengräberpreußen“, sagt Professor Engel, der Erforscher der Geschichte der altpreußischen Stämme, „ist germanisch überfärbt“. Das gilt vor allem von den schönen Bronzegegenständen und -schmucksachen, die in Altpreußen noch zu einer Zeit durchaus vorherrschten, als im Westen und Süden bereits das Eisen der Werkstoff für Waffen und Handwerkszeug geworden war. Im Kreise Rosenberg – in Pomesanien – ist uns ein frühgermanisches Dorf auf ostpreußischem Boden nahe dem Orte Klein-Stärkenau in seltener Vollständigkeit erhalten geblieben. Es lag auf einer Halbinsel, von Pallisaden und Steinmauern geschützt, und man zählt 11 Pfostenhäuser mit lehmverkleideten Holzwänden und einer Vorlaube unter dem Giebel. Im Innern waren die Häuser mit Steinbänken und wenigstens zwei Herden besetzt.

Im innern Ostpreußen, namentlich im heutigen Masuren, lebten die Altpreußen vielfach in Pfahlbauten. Es sind das durch Pfähle festgepflochte Holzpackwerke, eine Art Wohnböden. Sie lagen aber nicht im Wasser, sondern am Uferande oder auf Inseln und sind erst später unter Wasser geraten.

Viel stärker aber wird dieser germanische Einfluß in der Zeit der römischen Kaiserherrschaft, vom 1. bis 4. Jahrhundert n. Chr. Jetzt erst hat das Eisen in Innerostpreußen den vollen Sieg über Bronze, Knochen und Stein errungen. Neue Germanenstämme sind, nach einer Lücke um die Zeitenwende, in die Gebiete der unteren Oder und Weichsel eingerückt, und nun wissen wir auch ihre Namen. Es sind die Vandalen, von denen ein vorgeschobener Posten schon vor der Zeitenwende im Gebiet von Neidenburg und Soldau gesessen hat.

Im Weichselmündungsgebiet aber er-

scheinen die Goten, und diese besetzen den ganzen Westen Ostpreußens über Passarge und Alle hinaus bis zu einer Linie Mehlsack, Heilsberg, Bischofsburg, Passenheim. Sie scheinen auch eine Zeit lang das Samland unter ihrer Botmäßigkeit gehabt zu haben. Über dieses von Germanen unmittelbar besiedelte Gebiet hinaus erstreckte sich ihr Kultureinfluß damals bis nach Finnland hinauf, so daß damals zum ersten Male das Baltikum germanisches Einflußgebiet war. In dieser Zeit erlebte Ostpreußen, voran das Samland, einen bedeutenden Kulturaufschwung. Namentlich durch seinen Bernstein trat es in Handelsbeziehungen mit der römischen Welt, und erstaunlich ist der Reichtum, der uns in den Grabbeilagen und in Schatzverwahrungen entgegentritt. Da schmückten sich die Frauen mit feinen Halsringen aus Silber, mit Ketten aus Glas- und Bernsteinperlen und mit bronzenen und silberbesponnenen Fibeln. Die Männer aber erhalten als Grabgaben Waffen und Arbeitsgerät: Buckelschilde und Lanzen, seltener Schwerter, Steinäxte, Sporen und alles Gerät, das zum Reiten gehört, bronzefasste Trinkhörner, und oft auch Sensen: Denn der altpreußische Krieger ist zugleich Bauer.

Merkwürdig ist, daß der Altpreuße, nicht aber der Gote seinen Toten Waffen ins Grab mitgibt. Für die Lebhaftigkeit des Handelsverkehrs aber zeugt die Fülle von römischen Kaisermünzen aus dieser Periode. Unzweifelhaft ist das Volk der Aisten oder Aestier, von denen der römische Geschichtsschreiber Tacitus spricht, eben unser westbaltisches Preußenvolk. Die Forschung hat nun ergeben, daß sich innerhalb der Gebiete der Altpreußen bestimmte Gruppen abheben, gekennzeichnet durch die Eigenart ihrer Stilformen. So ergibt sich die erstaunliche Tatsache, daß sich schon fast tausend Jahre vor den Ordensrittern jene Preußenstämme in ihren Wohnsitzen erkennen lassen, mit denen die Deutschherren zu kämpfen hatten und die bis heute den ostpreußischen Landschaften ihre Namen gegeben haben: Die Samländer und Natanger, die unter sich eine Einheit bilden, die Sudauer in Ostmasuren, die Schalauer und Kuren im Memelland. Weniger klar treten die Nadrauer im Quellgebiet des Pregels und die Barten hervor. So zeigen die Altpreußen eine erstaunliche Siedlungstätigkeit.

Im vierten Jahrhundert aber verödet das Weichselland und Oderland plötzlich, es wird fast siedlungsleer: Die Goten und Vandalen und ihre westlichen Nachbarstämme bis zur Elbe und Saale sind abgezogen: Die Zeit der großen germanischen Völkerwanderung ist gekommen. Nun zeigte sich bald, wie sehr das Preu-



Süddeutsches Großtreffen aller Memelländer

am 22. September ab 11 Uhr in Stuttgart-Feuerbach, Freizeitheim am Föhrich

Ausrichter: Memellandgruppe Stuttgart und Umgebung. – Auch die Memellandgruppen Mannheim und Frankfurt nehmen teil.

Benland kulturell von den Ostgermanen abhängig gewesen war. Zwar wirkte der Kulturanstoß noch lange nach, selbst politische und Handelsbeziehungen haben noch eine Weile fortbestanden.

So bedankt sich einmal der große Ostgotenkönig Theodorich in Italien für einen ihm übersandten wertvollen Bernsteinschmuck. Aber es ist doch bald ein Erstarren, eine Verarmung und Veräußerlichung der Stilformen im altpreußischen Raume zu bemerken. Die Gräber werden waffenstarr, aber schmuckleer. Das Beste, was namentlich dem Samländer ins Grab mitgegeben wird, sind seine Rosse, die übrigens niemals verbrannt werden.

Von dem Reichtum der Gotenzeit aber zeugen die Gold- und Silberhorte vom Goldberg und von Hammersdorf, beide nahe bei Braunsberg: kostbare edelsteinbesetzte Goldspangen und Goldmedaillons, wahrscheinlich Schätze altpreußischer Großer.

In das freigewordene Land aber rückten die Preußen bis zur Weichsel nach, sich hier mit den Resten der Goten vermischend. So wurden Pogesanien, Pomesanien, Sassen und das Kulmerland altpreußisches Kulturland. Als nun die Slawen in das von den Ostgermanen verlassene Gebiet eindringen und das Land zwischen Elbe und Weichsel langsam besetzen, da fanden sich östlich der Weichsel und nördlich der Drewens die baltischen Völker wie ein Block zwischen Weichsel und Düna vorgelagert. So finden wir denn gegen Ende der Heidenzeit, um 1200 die Altpreußen in einem erbitterten Kampfe gegen die slawischen Nachbarn, die Polen. Immer wieder fallen die heidnischen Preußen in die bereits christlichen Gebiete von Pomerellen und Masowien ein, bis die Polen 1226 den deutschen Ritterorden zu Hilfe rufen.

Noch einmal haben die Altpreußen vor Ankunft der deutschen Ordensritter eine starke nordisch-germanische Beeinflussung erfahren: Die Wikinger, jene kühnen skandinavischen Seefahrer, Krieger und Kaufleute, die vom 8. bis 11. Jahrhundert alle Küsten Europas plündernd, erobernd und staatengründend aufsuchten, die den Kern des russischen Reiches gegründet haben und über den Ozean bis nach Amerika gelangten. Sie haben auch Handelsplätze und Siedlungen auf ostpreußischem Boden gehabt.

Der Wikinger Wulfstan aus der berühmten Handelsstadt Haithabu in Schleswig hat uns einen Bericht über eine Fahrt zu dem altpreußischen Handelsplatz Truso am Drausensee hinterlassen. Eine Niederlassung von zweihundertjähriger Dauer aber hatten die Wikinger bei Wiskiauten südlich von Cranz. Damals war die heute von Wald bedeckte Senke zwischen dem Seebad Cranz und Cranzbeek am Kurischen Haff offener Meeresschneise, das Cranzener Tief, und die Wikinger fuhren mit ihren Schiffen bis etwa zum heutigen Bledau. Ihre Toten aber begruben sie in dem kleinen Wäldchen von Caub. Dort bergen etwa 400 Grabhügel die Gebeine jener nordischen Seefahrer. Diese Kolonie von Wiskiauten ist offenbar nicht die einzige auf altpreußischem Boden gewesen: hat man doch allein in der Gegend von Tilsit gegen 60 Wikingerschiffe gefunden. Reste von Wikingerschiffen sind bei Danzig, bei Frauenburg und bei Stuhm ausgegraben worden. Arabische Münzen

An alle MD-Leser – die es angeht !!!

In unserer MD-Ausgabe Nr. 5 vom 20. Mai 1974 teilten wir allen unseren treuen Lesern mit, daß auch wir durch die fortschreitende Teuerung in den letzten Jahren (Löhne, Papier und Postgebühren) gezwungen waren, den vierteljährlichen Bezugspreis des „Memeler Dampfboot“ ab 1. Juli 1974 zu erhöhen.

Leider hat ein großer Teil unserer MD-Leser, die das MD über den Verlag direkt zugestellt erhalten und die Zeitungsbezugsgebühr auch regelmäßig an den Verlag überweisen, nur die alte Gebühr in Höhe von DM 4,80 überwiesen. Wegen der hohen Portokosten und der damit verbundenen Arbeit können wir nicht jedem eine besondere Mahnung zukommen lassen. Wir bitten daher auf diesem Wege alle Leser, die es angeht, um baldige Überweisung des Fehlbetrages an unseren Verlag auf die Konten: Werbedruck Köhler + Foltmer, Postscheckkonto Hannover 229 46-307 oder Oldenburgische Landesbank, Kto.-Nr. 56-884.

Wir hoffen auf Ihr Verständnis!

Mit freundlichen Heimatgrüßen

Ihr VERLAG DES MEMELER DAMPFBOOTS

zeugen von ihren Welthandelsbeziehungen und die wunderbaren Flecht- und Drachennotive ihrer Waffen und Schmucksachen von der Höhe ihres kunsthandwerklichen Könnens. Wikingereinfluß zeigen auch die kostbaren Silberschätze, die man im Gebiet der Sudauer, im östlichen Masuren, gefunden hat. Da ist der schöne Silberschmuck von Skamantnen mit seinen Armspiralen, Hufeisenfibeln mit Drachenkopfen und einer zierlichen Halskette mit Kreuzchen und Hohl-eicheln. Er mag wohl einer Sudauischen Fürstin gehört haben und wurde gewiß vergraben, als das zahlreiche und tapfere Sudauervolk im Kampfe mit den Deutschrittern zugrunde ging.

So fand der Deutsche Ritterorden, als er 1230 die Eroberung des Preußenlandes von der Weichsel her begann, ein Volk vor, das sich durch zwei Merkmale vor allem auszeichnete: Mit seltener Stetigkeit haben Altpreußen baltischen Stammes seit der Steinzeit unverändert in ihren Wohnsitzen gegessen, und sie waren in ihrer Rasse und ihrer Kultur ein Volk vorwiegend nordischen Gepräges. Seit die urfinnischen Kammkeramiker sich mit den nordischen Schnurkeramikern zum Kernvolk der Balten verschmolzen, haben nacheinander frühgermanische Stämme, Goten und Vandalen und schließlich Wikinger im Weichselgebiet, im Westen Ostpreußens und an Plätzen der Küste gegessen und die Stämme des inneren Ostpreußens und des ganzen Baltikums entscheidend beeinflusst.

Auch die Rassenforschung sieht in den heutigen Litauern und Letten, den nächsten Sprachverwandten der Altpreußen, Völker von ursprünglich nordischem Gepräge. Nun herrscht aber heute im ganzen östlichen Ostseeraum die sogenannte ostbaltische Rasse vor. Diese hat zwar mit der nordischen das helle – meist weißblonde Haar und die blauen – meist

wasserblauen Augen gemein, unterscheidet sich aber andererseits durch den kurzen gedrungenen Körperbau, den kurzen Schädel, die hohen Jochbögen und die eingebogene Nase klar von der nordischen Rasse. Nach Günther sind von den bekannteren Völkern heute die Lappen, Finnen, Esten, Letten, Litauer, Russen, Polen und in ihrem Kern auch die Ungarn (Madjaren) überwiegend oder stark ostbaltisch bestimmt. Wenn aber selbst heute noch bei den Großrussen der nordische Einschlag mindestens 25 % beträgt, so darf man bestimmt annehmen, daß bei den so viel westlicher wohnenden Altpreußen der Vorzeit und bei der immer neuen nordischen Blutzufuhr der nordische Einschlag überwog. Die Altpreußen, das darf man heute mit großer Wahrscheinlichkeit feststellen, waren ein überwiegend nordisches Volk mit nach dem Innern des Landes zunehmend ostbaltischem Einschlag. Hierin mag auch der letzte Grund dafür liegen, daß die Altpreußen, die noch um 1400 die Mehrheit der Bevölkerung bildeten, schließlich restlos unter den deutschen Einwanderern aufgingen. Die Verbindung von nordischem und ostbaltischem Blut ist für alle Folgezeit die Grundtatsache ostpreußischen Wesens geblieben. Erhielt sich durch die deutsche Einwanderung der folgenden Jahrhunderte das Übergewicht des Nordischen, so verstärkt sich der ostbaltische Einschlag wieder durch die Einwanderung von Litauen und Masuren seit dem 15. Jahrhundert. M.D.

Literatur:

1. Carl Engel, Aus ostpreußischer Vorzeit. 1935, Königsberg, Graefe und Unzer.
2. Wilh. Gaerte, Vor- und Frühgeschichte Ostpreußens. Königsberg 1930.
3. La Baume, Die Bevölkerung Ostdeutschlands in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. Danzig 1925.

Lisbeth Purwins-Irrittié †

Am 10. Juli starb in Hannover die bekannte memelländische Heimatdichterin Lisbeth Purwins-Irrittié kurz vor Vollendung ihres 77. Lebensjahres. Die gebürtige Memelerin stammte aus einer Hugenottenfamilie. Sie verbrachte ihre Jugend in Bommelsvitte, Schwarzort und Wilkieten. Ihr Vater war Lehrer, und ein Lehrer war es auch, den sie heiratete. Ihr Ehemann Hans Purwins war Präsentor in Aglohn, von wo er allsonntäglich zum Orgeldienst nach Wannaggen hinüberritt.

In dörflicher Abgeschiedenheit empfing Lisbeth Purwins aus der herben memelländischen Landschaft und deren Bewohnern die tiefen Eindrücke, die sie zur Dichterin reifen ließen. Allem geselligen Verkehr mit Pfarrer- und Lehrerfamilien, mit Bauern und anderen Nachbarn aufgeschlossen, machte sie ihr Schulhaus zu einem Hort der Muse. Hier wurde gesungen und musiziert, hier wurde vorgelesen und rezitiert. Schon bald nach dem ersten Weltkrieg suchte sie in unserer Zeitung ein größeres Forum für ihre Arbeiten. In lockerer Folge trat sie mit Gedichten und kleinen Erzählungen an die Öffentlichkeit, bereitwillig gefördert von den jeweiligen Redakteuren, die in ihr eine Gestaltungskraft erfüllten, die erheblich über den Durchschnitt dessen hinausging, was Provinzzeitungen an Heimatdichtung angeboten erhalten.

Bald nach der Besetzung des Memellandes durch die Litauer schrieb sie ihren großen Roman „Der Kampf um die Heimateerde“, die Geschichte eines memelländischen Großbauern, der seinen starken Willen seiner ganzen Familie aufzwingen will und schließlich erkennen muß, daß die Wege des Schicksals doch anders laufen, als er es haben wollte. Die politischen Ereignisse spielen in diesem Roman nur eine untergeordnete Rolle. Was ihn uns so wertvoll macht, sind die Einblicke in das memelländische Volkstum, in das Leben der Bauernfamilien, der Gebetsleute, in den Jahreskreis mit seinen Sorgen und Festen.

Dann wurde das Ehepaar Purwins selbst vom Volkstumskampf betroffen: Hans Purwins mußte mit seiner Frau und dem Töchterchen Brigitte das Memelland verlassen. Am Rande des Harzes wartete auf die Familie ein anderes Schulhaus. Hier wurde auch die zweite Tochter Gisela geboren, und hier verlor Frau Purwins ihren treuen, hochbegabten Ehegefährten viel zu früh. Sie verdiente sich zu ihrer bescheidenen Pension eine willkommene Aufbesserung durch ständige Mitarbeit an zwei Zeitungen des Harzer Raumes, für die sie Bücher, Theateraufführungen und kulturelle Veranstaltungen rezensierte.

Auch weiterhin verfaßte sie Gedichte und Erzählungen, die über große Korrespondenzen weit verbreitet wurden. Sie schrieb auch für Schulen und Jugendgruppen kleinere Theaterstücke, die viel Beifall fanden. Nach der Heimkehr des Memellandes ins Reich war sie wiederholt im Memelland zu Besuch. Dort hatte man sie keineswegs vergessen. Zahllose memelländische Schulkinder hatten ihr ihr Gedicht „Heidefest“ auswendig ge-

lernt, das im Lesebuch für Volksschulen des Memelgebiets zu finden war.

Beide Töchter haben ein schönes Stück musischen Erbes aus dem Elternhaus auf den Lebensweg mitbekommen. Brigitte, jetzt mit Professor Dr. Hanns von Weysenhoff verheiratet, war eine der ersten deutschen Fernsehansagerinnen am Saarbrücker Sender. Gisela wurde nach einem Musikstudium, das sie u. a. auch in die USA führte, zu einer namhaften Orgelinterpretin. Bis ins hohe Alter hinein gehörte Lisbeth Purwins mit ihrer Fürsorge ihren Töchtern und deren Familien.

Mit dem „Memeler Dampfboot“ nahm sie auch nach der Vertreibung der Memelländer bald wieder Kontakt auf. In ihren zahlreichen Erzählungen, die sie im Laufe der letzten zehn Jahre in unserer Zeitung veröffentlichte, beschwor sie immer neu das Land ihrer Kindheit. Mit einem erstaunlichen Erinnerungsvermögen konnte sie rührende Einzelheiten ihrer Jugendtage in Memel und besonders in Bommelsvitte, ihrer Ferienerlebnisse in Schwarzort und ihrer Begegnungen mit lieben Memelländern noch nach Jahrzehnten farbenfroh dem Vergessen entreißen. In ihren Erzählungen wurde nun die Heimat zur heilen Welt, auf die sich unsere Sehnsucht richtet.

In übergroßer Bescheidenheit entzog sie sich der Öffentlichkeit. Sie trat fast ganz hinter ihrem Buch und ihren Gedichten und Geschichten zurück. Nie drängte sie sich in den Vordergrund. Sie gehörte keinem Schriftsteller- oder Künstlerverband an, und in den bekannten Ostpreußen-Anthologien suchte man sie vergebens. Sie schaute lieber wissend und kritisch, dabei nie ohne Menschenliebe, auf die turbulente Bühne unserer Torheiten, statt sich dort selbst zu produzieren. So drückte sie das einmal in Versen aus:

Die Welt, sie ist ein Schauspielhaus,
Da stürmen die Spieler ein uns aus.
Da geht es in drängendem, eiligem Lauf
die Stufen zur Bühne hinauf, hinauf.

Und teilt sich der Vorhang – und
es geht los,
wie ist doch die Maskerade so groß!
Sie lachen und flüstern sich ins Ohr
und spielen einander Theater vor.

Die Kunst der Mimik verstehen sie gut.
Sie spielen mit Eifer, sie spielen
mit Glut.

Und jeder dreht sich in wiegenden
Tänzen;
denn jeder will auf der Bühne glänzen.

Nur wenige sind es, die unten steh'n
und sich des Lebens Schauspiel beseh'n.

Am 15. Juli wurde Lisbeth Purwins auf dem Laher Stadtfriedhof zur letzten Ruhe gebettet. In der memelländischen Literaturgeschichte hat sie für immer einen festen Platz!

Heinrich A. Kurschat

Das Kirchspiel Werden und seine Pfarrer

Das Baujahr der Werdener Kirche ist nicht mehr festzustellen. Die Gemeinde war zunächst eine Filiale von Ruß und erhielt nach 1541, aber vor 1565 ein Kirchlein. Lazarus Sengstock war der erste uns bekannte Pfarrer, der als Kaplan oder Hilfsgeistlicher Werden betreute, jedoch dem Russen Pfarrer unterstand. 1587 schreibt er aus Werden einen Brief nach Königsberg. 1594 bat Sengstock den Herzog, Werden zur selbständigen Pfarre zu machen, hatte damit jedoch keinen Erfolg. 1595 gelangte er nach Ruß. Nachfolger war Peter Clocovius, der 1596 kam und 1598 nach Ruß ging. Benedictus Furmann, ein Memeler, war schon 1593 einmal nach Werden berufen worden, da sich Sengstock fortgemeldet hatte. Seine Berufung wurde dann rückgängig gemacht, aber 1598 kam er nach Werden und wurde von hier 1604 nach Memel versetzt. Ebenfalls nur Kaplan war Johannes Höpfner (1604–16). Andreas Groß aus Kowno wirkte von 1616–20. Johannes Cynthius amtierte von 1620–1642. Nachfolger war der Memeler Wilhelm Martini (1642–1670). Michael Olderogge war zunächst als Präsentor in Memel und kam über Karkeln nach Werden (1671–79). Wilhelm Martinis Sohn Martin (1679–88) folgte, dann Daniel Werner aus Tilsit (1688–1700), Michael Gurski (1700–1710) starb an der Pest. Martin Förstenau aus Tilsit amtierte von 1710–1712. Johann Christian Lüneburg aus Gumbinnen amtierte 1712–22, Fabian Kalau 1722–47, George Gottfried Lohrer 1747–59. In Lohrers Zeit fällt der Russen-

einfall, der ihn zwang, Werden, das völlig verwüstet war, zu verlassen. Der 16jährige David Gottfried Zudnochovius aus Jatzischken übernahm die Verwaltung der Pfarrstelle als Katechet. Die Gemeinde erbat ihn sich trotz seiner Jugend zum Pfarrer, doch war inzwischen die Stelle bereits mit Johann Friedrich Wengorovius (1760–69) neu besetzt worden. Erst 1764 erhielt Zudnochovius die nicht gerade verlockende Pfarrstelle von Karwaiten auf der Kurischen Nehrung (s. Charlotte Keyzers Roman „Und immer neue Tage“, Gräfe und Unzer Verlag München), wo er unverheiratet starb. Es folgte Johann Christoph Tarrach (1769–78), unter dem das 1764 neuerbaute Pfarrhaus durch Blitzschlag niederbrannte. Weitere Pfarrer in Werden sind Gottfried Tydtke oder Tiedke (1778–91), Christian Bartholomäus Voß aus Insterburg (1791–1813), Daniel Otto Settegast aus Prökuls (1814–17), David Jonathan Naugardt, der schon seit 1808 als Präsentor in Werden weilte (1818–31), August Ferdinand Steinberg aus Stallupönen, erhielt 1830 zunächst die neue Hilfspredigerstelle für Werden und Saugen (1832–62), Carl Theodor Walde-mar Hoffheinz (1862–76) wurde 1874 hier Superintendent, Friedrich Wilhelm Hermann Oloff (1877–91), Theodor Gustav Struck (1893–1904), Louis Arno Erich Thiel (1904–09), Superintendent Hermann Robert Jopp (1909–1936), Heinrich Dauskardt (1936–37), Bruno Ribbat (1937–44).

Die Arbeit am kurischen Wörterbuch

Richard Pietsch führt die Sammlung von Paul Kwauka weiter

Was der Wahlmemelländer Paul Kwauka, der am 11. November 1970 für immer von uns ging, in seinen heimatkundlichen Forschungen geleistet hat, wird erst später einmal gewürdigt werden – wenn nämlich derjenige kommt, der bereit ist, auf Kwaukas Fundament ein Lebenswerk zu errichten. Vieles, was Kwauka nach der Vertreibung erarbeitete, hat seinen Niederschlag in den Spalten dieser Zeitung gefunden. Seine Tragik war, daß er für seine beiden Hauptwerke bei Lebzeiten nicht die Förderung fand, die eine Drucklegung ermöglicht hätte. Sie sind, mühselig auf der Schreibmaschine mit mehreren Durchschlägen geschrieben, in wenigen Exemplaren gebunden vorhanden und stehen in einigen Archiven und Bibliotheken.

Der Pädagoge Paul Kwauka, in der Heimat vor allem als Sportler bekannt, war – was wenige wußten – Mitarbeiter des Preußischen Wörterbuchs für den Bereich unserer Heimat. Als ich mein „Memelländisches ABC“ als volkstümliche Sammlung heimatlicher Namen und Ausdrücke schuf, half er mir uneigennützig bei der Vervollständigung des Wortschatzes sowie bei Klärung strittiger Ausdrücke. Es war für mich eine Freude, daß meine bescheidene Arbeit ihm ebenfalls nützlich war. Dankbar schrieb er mir, ihm seien die von mir formulierten Gesetzmäßigkeiten in Aussprache und Grammatik der memelländischen Umgangssprache eine Offenbarung gewesen.

So war 1967 sein „Wortgut des nördlichen Ostpreußen“ fertig – ein Manuskript von 160 Seiten mit einem reichen Anhang von Zeichnungen volkskundlich wichtiger Gerätschaften aus Landwirtschaft und Fischfang. Ebenso wie ich hatte er dem in unserer Heimat weitverbreiteten Messingsch, einer Sprachebene zwischen Platt- und Hochdeutsch, große Bedeutung beigemessen. In einem alphabetischen Wörterverzeichnis ging er vom messingschen Ausdruck aus, brachte dann den plattdeutschen und schließlich die hochdeutsche Entsprechung. Ein zweites alphabetisches Verzeichnis geht vom Plattdeutschen aus und bringt dann den messingschen und den hochdeutschen Ausdruck. Ein drittes Verzeichnis ist nach hochdeutschen Sachgebieten geordnet, zu denen die messingschen Ausdrücke geliefert werden. Von welcher Seite man auch an die Sammlung herangeht – man bekommt immer rasch Auskunft.

Seit seiner vorzeitigen Pensionierung widmete sich Paul Kwauka vor allem der Sammlung des nehrungskurischen Wortschatzes. Welche Gefühle ihn, der kaum ein Wort Kurisch sprechen konnte, dabei bewegten, hat er uns aufgezeichnet:

„Die kurische Sprache, wie sie auf der Kurischen Nehrung und in weiteren Gebieten des memelländischen Festlandes gesprochen wurde, ist niemals in Schrift oder Druck verwandelt worden. Es gibt keine Literatur in dieser Sprache, auch nicht kirchlicher Art. Ebenso wenig ist jemals eine kurische Grammatik oder Rechtschreibung verfaßt worden. Ob zur Zeit ein Bedürfnis entsteht, diese Sprache, wenigstens in ihrem Wortschatz, aufzuzeichnen, kann hier nicht untersucht

werden. Überlegt man aber, daß die alt-preußische Sprache vergangen ist, ohne daß umfassende schriftliche Sprachdenkmäler zurückgeblieben sind, daß also viele Quellen für Sprach- und Geschichtsforschung ausfallen, so kann man die Frage nach der Notwendigkeit eines kurischen Wörterbuchs durchaus be-

Das Niddener Vaterunser

(Übersetzt von Fritz Kiehr)

Teve musu, kur tu es danguj. Garbete ir tave vards. Tave reichs nak, tave val atsiduod, ka is danges ir us semas. Mus diens mais duod mums shoudien. Ir padoud mums muse kalt, ka mes padodam mus kaltijems. Ir nived mums is versuchung, atlaid mums nu no kart. Tad tau ir tas reichs ir ta siel ir ta herrlichkeit in ewigkeit. Amen.

jahren. Die nahe Verwandtschaft des Kurischen mit dem Lettischen könnte dazu verleiten, beide Sprachen einander gleichzusetzen, doch sprechen die geschichtlichen und ethnographischen Tatsachen dagegen. Im Wortschatz zeigen sich erhebliche Unterschiede. Auch das Zeugnis der Nehrungsbewohner spricht für eine Eigenständigkeit ihrer Sprache. Sie kennen sehr wohl die Unterschiede zwischen ihrem Kurisch und dem Lettischen. Auch zeigen sich in den einzelnen Nehrungsarten sprachliche Verschiedenheiten.“

Kwaukas kurischer Wortschatz gründet sich vor allem auf die Mitteilungen, die er von dem Niddener Fritz Kiehr erhalten hat. Johann Peleikis, Wilhelm Kubilus und Martha Schmidt ergänzten seine Wörtersammlung aus dem Niddener Raum. Henry Hahn trug Material aus dem Memeler Stadtteil Bommelsvitte bei, Heinrich Becker aus dem Memeldelta. Sein Werk „Sammlung kurischer Wörter aus dem Memelland“ ist ein Wörterbuch deutsch-kurisch, das sich lose an den Duden anlehnt, aber die Ausdrücke aus dem Fischer- und Bauernleben in den Vordergrund stellt. Auf 148 Seiten wird der wesentliche Wortschatz des Nehrungskurisch dargeboten. In einem Anhang hat Kwauka Redewendungen und Mustersätze, Begriffe aus Nidden, der Staknetzfisherei und aus dem Kahnbau zusammengesucht. Er bietet dann Deklinationen und Konjugationen, Präpositionen, ein kurisches Lied und das kurische Vaterunser.

Mitten in seiner Arbeit starb Paul Kwauka. Sein Wörterverzeichnis wurde von Richard Pietsch (294 Wilhelmshaven, Feldmark 67) überarbeitet, ergänzt und vorläufig abgeschlossen. Er ist jetzt dabei, die Übersetzung in Kurisch-Deutsch vorzunehmen. Zu diesem Zweck mußte er für seine Schreibmaschine einige Typen neu gießen lassen – ein kleines Beispiel für die Schwierigkeiten, aber auch für den Enthusiasmus, der Pietsch beseelt. Er steht in ständigem Kontakt mit einer Reihe

von Niddenern, die Aussprachefehler in der Kwaukaschen Erstausgabe ausmerzen und neue Wörter hinzufügen. Pietsch, dem wir die schöne Haffkarte danken, wird einige weitere (zu den bisherigen 13) Tafeln zeichnen, die die kurischen Begriffe anhand von Zeichnungen erläutern. So wird es u. a. eine Tafel mit dem menschlichen Körper geben.

Auf welchen fruchtbaren Boden Kwaukas Anregungen gefallen sind, dafür gibt es rührende und interessante Beispiele. Pietsch hat die Nehrungssagen aus Nidden, die von Henry Fuchs gesammelt und herausgegeben wurden, ins Kurische zurückübersetzt und auch auf Tonband gesprochen, dazu noch drei kleine Geschichten, die damals in Nidden kursierten, inzwischen aber fast vergessen worden sind.

Ein junger Memelländer, Walter Tomuschat, hat begonnen, sich in das ihm vollkommen unbekannte Nehrungskurisch zu vertiefen. Nach Kwaukas Tode schrieb er die folgenden Zeilen:

Ihre Sprache so fremd und schön –
sie glich Neringas goldenen Tränen.
Er las das einzelne Wort
wie der Fischer den kostbaren Stein.
Seine Seele nun zieht über die Düne
und findet die Worte nicht.

Die Sprache des Pruzzenvolkes ging verloren; sie lebt nur noch in einigen Orts- und Personennamen weiter. Die Sprache der ostpreußischen Kuren ist zum Aussterben verurteilt wie die pruzzische, weil es in zwei oder drei Jahrzehnten niemand mehr geben wird, der sie spricht. Sie kann aber anders als die pruzzische nicht vergessen werden, weil es einen Mann namens Paul Kwauka gab, der den Wortschatz der aussterbenden Sprache im letzten möglichen Augenblick zu sammeln begann und einige Landsleute mit kurischer Muttersprache motivieren konnte, seine Arbeit zu unterstützen und über seinen Tod hinaus fortzuführen.

Pietsch arbeitet in der Stille. Er hat für seine Familie zu sorgen, und ihm steht nur der Feierabend zur Verfügung. Seine Gesundheit läßt zu wünschen übrig. Nie kann er damit rechnen, auch nur einen Pfennig für seine ungezählten Arbeitsstunden, für seine beachtlichen Unkosten (man denke nur an die Umrüstung der

Bücher aus unserem Memelland

Über den **Heimat-Buchdienst**, Georg Banzerus, 347 Höxter/Weser, Grubestraße 9, können Sie den größten Teil der im F. W. Siebert Verlag erschienenen Heimatwerke erhalten. Ebenfalls die Bildkarte „Rund um das Kurische Haff“ und den Stadtplan der Stadt Memel. Im Eigenverlag von Herrn Georg Banzerus ist erschienen das Werk: **Deutschland ruft Dich** – eine Analyse über die Probleme und Spannungen der Gegenwart und Vorschläge zu ihrer Überwindung. Wenn dieses Buch auch nicht direkt ein Heimatbuch ist, so wird es trotzdem wärmstens empfohlen, weil es viele Zusammenhänge durchleuchtet und über die politischen Hintergründe unserer Vertreibung aufklärt. Es eignet sich auch bestens als Geschenk an die junge Generation, weil es der geschichtlichen Wahrheitsfindung hilft. 344 Seiten.

Schreibmaschine) zu erhalten. Aber das Werk gedeiht. Im Herbst wird der zweite Band Kurisch-Deutsch vorliegen, wiederum nur als Maschinenmanuskript. Hätte sich ein Professor des Materials angenommen, das Kwauka und Pietsch

zusammengetragen haben – längst wäre ein vielgelobtes wissenschaftliches Werk gedruckt worden – aber hier sind nur Laien am Werk, Amateurwissenschaftler, die die Liebe zur Sache trieb und treibt...

A. H. Kurschat

Pfingsttreffen 1974 des »Memelländischen Jugendringes e. V.«

Es war nicht nur ein Wiedersehen wie vor zwei Jahren, als sich rund vierzig Ehemalige des »Memelländischen Jugendringes e. V.« über Pfingsten in Hundelshausen trafen, das in der Nähe der Wandervogel-Jugendburg Ludwigstein im Hessischen liegt. Sondern sie wollten des 7. Juli 1924 gedenken, an dem der Jugendring im Wandervogel-Nest im Fort in Süderspitze vor fünfzig Jahren gegründet und damit ihrer für Heimat und Recht verantwortlichen Arbeit die feste Form nach außen hin gegeben wurde.

Wie ehemals, improvisiert und aus der jeweiligen Lage entstanden, begleiteten auch diesmal die immer wieder auftönenden Lieder von Heimat und Vaterland, Fahrt und Feier, Frohsinn und Übermut alle Veranstaltungen in diesen vier Tagen des Zusammenseins, das bereits am Begrüßungsabend Sinn und Inhalt des Treffens erkennen ließ. Denn unsere einst bei jedem Wetter erwanderte Heimat und unser Einsatz für sie, ererbtes Volksgut

zu pflegen und durch Volkstumsarbeit seinen deutschen Charakter zu erhalten, stand in den von Herbert Görke gezeigten Dias und von Richard Trotzky vortragenen Erinnerungsbildern so lebendig und unvergessen vor uns, daß wir aufs neue beglückend erfuhren: Wo wir so zusammenstehen, ist Memel, ist Heimat, bleibt sie das Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können.

Wenn man überhaupt von einem Höhepunkt in diesen durchweg erfüllten und mit Kurzfahrten bereicherten Tagen sprechen kann, dann war es der Pfingstsonntag, dem am Sonabend ein ebenso wie einst in Memel, Heydekrug und anderen Orten in unserer alten Heimat durchgeführter »Musik- und Spielabend« vorausgegangen war.

Die Feierstunde am Sonntag-Vormittag begann mit dem besinnlichen Lied »Wie schön blüht uns der Maien«. Doch bereits das nachfolgende Gedicht von Johann Wolff »Ich hatte einst ein schönes Vater-

land« riß die Erinnerung an diejenigen wach, mit denen wir einst dieses Lied gesungen hatten und im Reigen dazu geschritten waren. Ein »Andante« von W. v. Gluck für Geige (Paul Dannenberg) und Laute (Richard Trotzky) vertiefte dieses Gedenken an unsere Toten, während das zur Laute gesungene Lied »Gute Nacht, ihr Freunde, ach, wie lebt ich gern« direkt zur Totenehrung hinführte, in der Herbert Görke aller in zwei Weltkriegen und während der Vertreibung für uns Gefallenen, Verstorbenen und Vermißten »aus Treue, in Treue« gedachte. Schwer, unerbittlich wie ihr Tod, erklang dann ein Name nach dem anderen der »Gefährten unserer Jugend«. Wenn sie auch aus unserer Mitte abberufen sind, im Geiste standen wir mit ihnen zusammen im Ring wie ehemals, als wir sangen »Wahre Freundschaft soll nicht wanken ... wenn der Tod mir nimmt das Leben, hör ich auf, getreu zu sein«.

Das berühmte »Andante cantabile« von Tartini für Geige und Laute leitete dann zum anschließenden Teil über: »Unsere Toten leben – Erinnerungen an sie, Vermächtnis an uns«, in dem besonders der in den letzten beiden Jahren von uns gegangenen Dr. Otto Schröder und Fritz Carl Kruschinski gedacht wurden, hatte doch Fritz Kruschinski u. a. einen Teil seiner hervorragenden Dias vor zwei Jahren bereits Herbert Görke übergeben, als ahnte er, daß er selbst sie nicht mehr vorführen würde...

Für sie und alle anderen stellvertretend las Gretel Görke tiefempfunden einen mit »Erinnerungen« überschriebenen Bericht von unserer unvergeßlichen Grete Kuhtz über ihren letzten Gang über die Nehrung im November 1944, der gelegentlich im MD wiedergegeben werden wird.

Nach Kurzfahrten an die Seen in der Umgebung und bis zum »Hohen Meißner« hinauf, versammelte uns abends der Vortrag von Richard Trotzky »Fünfzig Jahre Memelländischer Jugendring«, der seines Umfangs wegen gekürzt in einer der nächsten Ausgaben erscheinen soll.

Auch der Pfingstmontag ließ wettermäßig eine Wanderung zur uralten Gerichtsstätte »Gottesgericht« den »Gottesberg« hinauf zu. Das abendliche Zusammentreffen, als Abschiedsabend gedacht, entwickelte sich zu einem überaus frohen Heimabend wie zu alten Zeiten, der noch einen letzten Höhepunkt erreichte, als Herbert Görke Dias vom Wandervogel-Nest in Süderspitze und von unseren ehemaligen Sing- und Spielfahrten bis zu den Deutschen in Litauen hinein, zeigen konnte.

Da waren wir noch einmal mit allen zusammen, die der Tod aus unserer Mitte gerissen hat. Wie ein Vermächtnis an uns klangen die Verse auf, die Karl Bröger 1914 geschrieben hat: »Wenn in wügender Schlacht ein Bruder fällt, geht nur sein Leib verloren, bleibt doch sein Werk in der Welt. Daß kein wirkender Wille von seinem Werke läßt, macht den Sinn des Lebens hiebsicher und kugelfest. Darum ist der toten Brüder letztes Gebot: Haltet das Werk am Leben, dann ist kein Geopferter tot...«

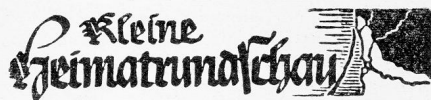
Ein letztes Zusammenstehen: »Daß wir uns hier in diesem Tal noch treffen so viel hundertmal: Gott mag es schenken, Gott kann es lenken, er hat die Gnad'«. Dann lösten sich die Hände mit dem Versprechen, in zwei Jahren, so wir leben und gesund sind, uns wieder in Hundelshausen zu treffen.

T-1



KURENKÄHNE

Linolschnitt A. Brinkmann



Fünf weitere Memeler Straßen gefunden

Die Erfolgsserie unseres Landsmannes Johann-Willy Matzpreiksch aus Mannheim hält an. Er konnte uns in diesen Tagen die nächsten fünf Erfolge unserer MD-Straßenaktion melden.

Von Aachen bis Eydtkuhnen in Ostpreußen ging einst die Reichsstraße 1. An ihr liegt südwestlich Düsseldorf die Stadt 4048 Grevenbroich an der Erft. Unweit des Sportplatzes sind die Memeler und die Tilsiter Straße Querstraßen der Berliner Straße. Rund um eine evangelische Kirche sind hier noch andere ostpreußische und pommersche Städte verewigt worden.

Nördlich des Teutoburger Waldes, zwischen Bad Salzuflen und Detmold (beide haben ebenfalls Memeler Straßen!), liegt die Stadt 4910 Lage im Lipper Land. Sie hat einen Memelweg im Stadtteil Heiden. Hier sind außerdem noch Oder und Havel Paten für Straßennamen gewesen.

Im Norden von Köln zwischen Dormagen und Langenfeld liegt die Gemeinde 4019 Monheim unmittelbar am Rhein. Auch sie hat einer ganzen Reihe ostdeutscher Städte von Memel bis Kolberg und Stettin gedacht. Während es Danziger und Tilsiter Straßen gibt, heißt es dort Memelstraße und nicht Memeler Straße.

Ebenfalls eine Memelstraße hat die Doppelgemeinde 4840 Rheda-Wiedenbrück im Ortsteil Rheda. Der Verkehrsknotenpunkt an der Autobahn zwischen Dortmund und Bielefeld liegt an der oberen Ems. Die Memelstraße ist der Saale- und Spreestraße benachbart.

Den Abschluß macht heute die Stadt 4131 Rheinkamp, bei Moers auf dem linken Rheinufer gelegen. Im Ortsteil Eick-West findet man eine ganze Ansammlung ostdeutscher Namen zwischen der Realschule Rheinkamp und der Hauptschule Meerfeld. Die Memelstraße ist der Masuren- und der Trakehnenstraße benachbart. Nahe der Kurland- und Ermelandstraße findet man auch eine Bernsteinstraße.

Hier die Fortsetzung unseres Verzeichnisses.

- 261. 4048 Grevenbroich
- 262. 4910 Lage
- 263. 4019 Monheim
- 264. 4840 Rheda-Wiedenbrück
- 265. 4131 Rheinkamp



Frau Ursula Jenkewitz, Mitglied der Memellandgruppe, 575 Menden (Sauerland), Balver Str. 43 b, zu ihrem 89. Geburtstag am 28. Juli. Noch sehr rüstig, hilft sie ihrer Tochter Anne-Mari, bei der sie wohnt, im Haushalt. In jedem Gespräch wird die alte Heimat, Kulmen-Kulken, im Kr. Pogegen, wo sie geboren ist, erwähnt. Im Kreise ihrer Töchter und Söhne und vieler Enkel, die im Sauerland wohnen, werden auch Vertreter der Stadt Menden und der Kirche an der Gratulation

teilnehmen. Auch der Vorstand der Memellandgruppe Iserlohn wird anwesend sein und ein kleines Präsent überbringen.



Frau Anna Kundler zu ihrem 95. Geburtstag am 23. Juli, den sie in selten geistiger und körperlicher Frische begehen kann. Sie wohnte in der Heimat auf dem Schöpfwerk-Kuwertshof und später in Ruß. Es folgten

schwere Jahre bei den Russen bis 1958. Ihr Mann kam bei den Russen um. Sie bewohnt eine kleine Wohnung in Kiel-Mettenhof, Bornholmer Weg 9, und versorgt sich noch ganz allein, wenn auch langsam. Alle Verwandten und Freunde wünschen mit dem MD alles, alles Gute!

dem Landwirt Johann Urban aus Nattkischken, Kr. Pogegen, jetzt in 2855 Beverstaedt, In der Hörne 8, zum 81. Geburtstag am 28. Juli. Unser Heimatfreund erfreut sich körperlicher und geistiger Frische und ist am Tagesgeschehen stets lebhaft interessiert. Er verbringt mit seiner Ehefrau Anna, geb. Griksch, die aus Paleiten, Kr. Heydekrug, stammt und im September 69 wird, zufrieden im Kreise Wesermünde in einer kleinen, gemütlichen Wohnung seinen Lebensabend. Mit Wehmut im Herzen gedenkt er seines Besitztums in der Heimat, der Nachbarn und Bekannten sowie mancher Begebenheiten aus seinem bewegten Leben. Seine Tochter Helene mit Familie wohnt ganz in der Nähe in Bexhövede, während die Töchter Elisabet und Irmgard sowie die Söhne Herbert und Helmut von Recklinghausen bis Neustadt/Holstein, von Hannover bis Bochum verstreut leben. Sie wünschen zusammen mit uns dem Geburtstagkind weiterhin viel Glück und Segen sowie Gesundheit und Zufriedenheit.

Das Abitur bestanden:

Der Jugendsprecher der Memellandgruppe des Kreises Iserlohn Wolfgang Heyer, hat an der Fachhochschule in Dortmund das Abitur bestanden. Sein nächstes Ziel ist im Oktober die Bundeswehr und die Offizierslaufbahn bei der Luftwaffe bzw. bei den Fallschirmspringern zu beginnen. Der Vorstand der Memellandgruppe gratuliert und wünscht viel Erfolg!

Dietmar Labeit, Sohn der Eheleute Willi und Edith Labeit, geb. Friederici, Mannheim 81, Gönzheimer Weg 7, am Techn. Gymnasium Carl-Benz-Schule in Mannheim C 6, 1, mit der Note gut.

Erika Bertuleit, Tochter des Erich Bertuleit, Oberverwalter i.R. im Vollzugsdienst, 31 Celle, Eulenpfad 25, hat ihr Abitur bestanden.

WER - WO - WAS

Erich Zoppot, Verwaltungsbeamter im Bundesdienst, in Osterode geborener Sohn Memeler Eltern, jetzt in 638 Bad Homburg, Foellerweg 7, spendete anlässlich seines 60. Geburtstages am 13. Juli drei MD-Vierteljahresabonnements für bedürftige ältere Memelländer. Wir empfehlen diese hochherzige Geste unseres langjährigen Mitarbeiter allen, die es sich leisten können, zur Nachahmung.

Reinhard Krosien, jüngster Sohn des Verwaltungsangestellten Richard Krosien und dessen Ehefrau Meta, geb. Willumeit, früher wohnhaft Memel II, jetzt Bremerförde, hat im Juni 74 an der Universität Hamburg das Staatsexamen als Lehrer an Gymnasien erfolgreich bestanden; Fachrichtung: Englisch und Französisch.

Karl Heinz Engelin, der 1924 in Memel geborene Bildhauer, der heute in Hamburg lebt, war auf der Jahresausstellung der Künstlergilde Eßlingen in der Ostdeutschen Galerie Regensburg mit einer abstrakten „Komposition Salzhausen“ vertreten.

Ein treuer MD-Leser aus 4816 Senne-stadt, der nicht genannt werden will,



Auf dem Hindenburgplatz

Gut erhalten blieb das Beamtenshaus am Memeler Hindenburgplatz. Im Vordergrund die unförmige, unproportionierte Anlage eines sowjetischen Ehrenmals.

stiftete uns ein Jahresabonnement des MD für 1974. Es kommt einer betagten Memelländerin in einem Altersheim zugute, die ihre Zeitung aus finanziellen Gründen abbestellen mußte. Herzlichen Dank dem freundlichen Spender!

Albin Späth, Badener von Geburt, wurde von der Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen in Rastatt, zu der auch die Memelländer gehören, anlässlich des 15jährigen Bestehens des Ostpreußenchores geehrt. Späth leitet den Chor seit 1959.

Wer hilft?

„Nachdem ich vom ersten Anfang des „Memeler Dampfboots“ mit seinem Erscheinen in Oldenburg (Oldb) an Ihre treue und dankbare Leserin gewesen bin, muß ich nun leider mein Abonnement dieser lieben Heimatzeitschrift aufgeben, wenn es mir auch sehr schwerfällt. Ich bin seit einigen Monaten in einem Altersheim und die Kosten sind so groß, daß jede nicht absolut notwendige Ausgabe gestrichen werden muß.“
N. N.

Unsere Bitte geht an materiell bessergestellte Landsleute dahin – Patenschaftsabonnements für solche minderbemittelten Landsleute zu übernehmen, die den Bezugspreis nicht aufbringen können.

Mit Ihrer Bereitwilligkeit helfen Sie auf diese Weise, ein wenig Freude in Einsamkeit und Not zu bringen. Wir haben eine ganze Reihe von „Sorgenkindern“ und bitten deshalb:

**Spenden Sie
Patenschaftsabonnements!**

**VERLAG
DES MEMELER DAMPFBOOTS**



Eile mit Weile

An der Memeler Börsenbrücke fragt ein Schmelzer Bowke einen Wachtmeister nach der Uhrzeit.

„Acht Uhr zehn“, sagt der Hüter der Ordnung, nachdem er seine Taschenuhr inspiziert hat.

„Um neune kannst mich mal am...“, grinst der Bowke und nimmt die Beine in die Hand. Der Polizist rennt schnaufend in seinen Langschäftern hinterher. Zum Glück kommt er in der Friedrich-Wilhelm-Straße an einem berittenen Kollegen vorbei, dem er den Vorfall berichtet und dem er um Hilfe bei der Verfolgung bittet.

„Mensch, da brauchst du doch nicht so zu rennen“, sagt der Berittene. „Bis neun hast du doch noch fast eine Stunde Zeit.“
Ksz.

Vergnügliches

Breschnjew besucht die USA und beichtigt mit Nixon das neueste amerikanische Computerzentrum.

„Können Sie mal feststellen lassen“, fragt Breschnjew, „was mit den USA im Jahre 2000 los sein wird?“

„Natürlich“, erwidert Nixon und läßt den Computer fragen. Sekunden später fällt die Antwort aus dem Schlitz: „Sozialistisch!“

Breschnjew grinst schadenfroh. Da läßt Nixon fragen, was mit der Sowjetunion im Jahre 2000 sein wird.

Irritiert studiert Breschnjew die Antwort und meint: „Das kann ich nicht lesen, das ist ja chinesisch!“

Das geht Alle an!

Urkunden aus der DDR

Wegen der Beschaffung von Urkunden und ähnlichen Unterlagen in der DDR, die zur Regelung der Versorgung oder anderer personenstandsrechtlicher Angelegenheiten benötigt werden, sollen sich Antragsteller jetzt an die

Ständige Vertretung
der DDR in der
Bundesrepublik Deutschland
53 Bonn - Bad Godesberg
Kölner Straße 18

wenden.

Ostgebiete nicht Ausland

Der Bundesminister für Arbeit und Sozialordnung erklärte unter dem 31. 5. 74 – entgegen dem nicht rechtskräftigen Urteil des Landessozialgerichts Nordrhein-Westfalen vom 6. 12. 73 –, daß Renten aus der gesetzlichen Rentenversicherung an Deutsche in den Oder-Neiße-Gebieten weiterhin ruhen. Auch in ihrer Stellungnahme gegenüber dem Landessozialgericht habe die Bundesregierung den Standpunkt vertreten, daß in diesem Falle die für das Ausland geltenden Regelungen nicht anzuwenden sind.

25 Jahre

landwirtschaftliche Eingliederung

In den verflossenen 25 Jahren hat man 9,5 Milliarden DM öffentliche Mittel für die Eingliederung der vertriebenen Landwirte aufgewendet; das sind im Schnitt 380 Millionen DM im Jahr. Bei einem Bundeshaushalt von 19 Mrd. DM (1950) waren das 2 v. H. und damit eine allenfalls akzeptable nationale Solidarität. Bei einem Bundeshaushalt von 135 Mrd. DM (1974) sind es 0,4 v. H. und damit der

Ausdruck erheblich schlechten Willens. Im 25. Jahr der ländlichen Siedlung wurde die 200 000. Siedlerstelle an einen Vertriebenen übergeben. Im Bundesgebiet leben etwa 400 000 ehemalige Landwirte bzw. deren Hoferben.

Mehr Härteleistungen in Anspruch nehmen

Obwohl die Härteregelung des Lastenausgleichs (§ 301 b) beinahe zwei Jahre in Kraft ist, wird sie immer noch viel zu selten in Anspruch genommen. Als Leistungen nach § 301 b kommen Beihilfe zum Lebensunterhalt, besondere laufende Beihilfe, Beihilfe zur Beschaffung von Hausrat sowie Aufbaudarlehen in Betracht; ferner kann einmalige Kapitalbeihilfe bis zu 5 000 DM bewilligt werden. Die Leistungen können entweder vom Ausgleichsamt auf Grund einer Weisung des Präsidenten des Bundesausgleichsamtes oder im Einzelfall vom Präsidenten des Bundesausgleichsamtes gewährt werden.

Die bisherigen Erfahrungen haben gezeigt, daß beispielsweise in den folgenden Fällen in der Regel eine besondere Härte und Härteleistungen anerkannt wurden:

Arbeitnehmer, die Pensionsansprüchen gegenüber ihrem Arbeitgeber verloren haben,

Witwen im Kriege gefallener freiberuflich Tätiger, deren freiberuflicher Betrieb nicht fortgeführt wurde,

Empfänger von Aufbaudarlehen, deren Vorhaben ohne besonderes Verschulden des Darlehensnehmers nicht zum Erfolg geführt hat,

Geschädigte, denen gegenüber sich Kürzungs- und Minderungsvorschriften des Gesetzes übermäßig ausgewirkt haben,

Geschädigte, denen Kriegsschadenrente wegen vorausgegangener Inanspruchnahme von Hauptentschädigung oder von Aufbaudarlehen nicht gewährt werden kann,

Vertriebene aus der Sowjetunion, deren Familie unter die Kulakenteignung fiel, denen aber die Aufnahme in eine Kolchose versagt worden war,

ehemals selbständige Sparer mit hohen Spar- oder Forderungsschäden, die durch Schäden an Sparanlagen oder an Reichsforderungen die Altersversorgung verloren,

Wird ein Antrag auf eine Härteleistung vom Ausgleichsamt abgelehnt und wird auch die Weitergabe an das Bundesausgleichsamt mit wenig überzeugenden Gründen (oder gar grundlos) abgelehnt, sollte jeder Vertriebene darauf bestehen, daß sein Fall in die Einzelfallentscheidung des Bundesausgleichsamtes gelangt, notfalls unter Einschaltung eines Bundestagsabgeordneten.

– Aus den Memellandgruppen – Memelländisches Kirchentreffen in Bochum

Am Pfingstsonntag, dem 3. Juni, trafen sich in Bochum-Engelsburg die evangelischen Gemeindeglieder aus Plaschken, Kr. Pögegen, sowie aus Wirballen, Kr. Wilkowschken. Es war dies das sechste Plaschker Kirchentreffen in der Kirche unseres Heimatpastors Gustav Butkewisch, während die Wirballer sich erstmals in diesen Keis eingliederten.

Obwohl der Festgottesdienst erst um 10 Uhr begann, trafen im Pfarrhaus bereits um 8 Uhr die ersten Gäste ein. Aus Bayern und Hessen, Niedersachsen und Hamburg, Schleswig-Holstein und Nordrhein-Westfalen waren sie, zum Teil in anstrengender Nachtfahrt, gekommen. Die angekündigten Heimatpastoren Janz, Franzkeit, Gilde und Heydeck hatten aus

mancherlei Gründen abgesagt, jedoch Grußbotschaften geschickt.

Die vollbesetzte Kirche erlebte einen wahrhaften Pfingstgottesdienst. Es waren Deutsche aus allen Himmelsrichtungen versammelt, um das Wort zu hören und gemeinsam das Abendmahl zu feiern. Pastor Butkewitsch predigte über Apostelgeschichte 1, Vers 7 und 8, und ermahnte die Erschienenen, Zeugen des Auferstandenen zu bleiben, wie sie das in der Heimat waren. Nur unter Gottes gnädiger Führung durfte Israel aus der Verbannung in die Heimat zurückkehren, und nur unter Gottes gnädiger Obhut werden Memelländer und Litauendeutsche der Zerstreuung und dem Untergang entgehen.

Im Gemeindehaus erwarteten die Teilnehmer auf dem Holzkohlengrill gebratene Würstchen, Pils, Limonade und auch mancherlei gute Tropfen. Die Unterhaltungen wurden so laut, daß Ansagen der Leitung kaum Gehör fanden. Die Landsleute wollen sich wiedersehen und miteinander sprechen. Kulturprogramme sollten auf die Orts- und Kreisgruppen beschränkt bleiben. Es wurde der Wunsch geäußert, diese Treffen alljährlich zu wiederholen, damit die Bekanntschaften vertieft werden können. Als gelungen wurde der Versuch bezeichnet, Deutsche aus dem Memelland und aus Litauen auf einem Treffen zu vereinigen. Angeregt wurde ein Treffen der Evangelischen aus beiden Gebieten. Das kirchliche Hilfe-

komitee der Litauendeutschen könnte auch für die Memelländer tätig werden. Vorgesehen wurde daher ein gemeinsames Gremium, das alljährlich ein Kirchentreffen im Mai vorbereitet, wobei Überschneidungen mit landsmannschaftlichen Treffen vermieden werden sollen.

Ausflug der Frauengruppe Hannover

Die Frauengruppe Hannover hatte im Juni zusammen mit den Elbinger Frauen eine nachträgliche Muttertagsfahrt geplant. Es sollte nach Barsinghausen gehen zu einem schönen Waldspaziergang. Doch der Wettergott hatte es dieses Mal nicht so gut mit uns gemeint; trotzdem versammelte sich eine kleine Runde von 15 Personen mit tiefenden Regenschirmen am Bahnhof. Nun wurde jedoch der Plan geändert und man blieb im Zug bis Bad Nenndorf, wo man im Regen allerdings nur bis zum neuen Hochhaus-Café pilgerte. Das konnte uns aber nicht verdrießen und es wurde doch noch ein anregender und gemütlicher Nachmittag. gg

Wer sucht wen?

Würde gerne etwas hören von ehemaligen Bewohnern von Heydekrug und Umgebung, besonders von Familie Ferenz (ehemals Beamter im Kreisamt).

Walter Blank, 1919–23 wohnhaft in Heydekrug (Großvater Gottfried Leufert war dort als Gendarm ungefähr 1881–86). Jetzige Adresse: 6705 N W 77 Str., Ft. Lauderdale, Florida 33319 U.S.A. Sommeradresse bis 1. Oktober: Johnsburg, N.Y. 12843.



Bei allen Heimattreffen wirb für Dein
„MEMELER DAMPFBOOT“

Flensburg: Wir beabsichtigen zum diesjährigen Ostseetreffen in Travemünde von Flensburg aus eine Sammelfahrt zu veranstalten. Interessenten wollen sich bis zum 1. August bei Benno Kairies, Flensburg, Christinenstr. 20, schriftlich oder telefonisch 0461/52111 anmelden. Das Treffen soll am Sonntag, dem 8. September, stattfinden. Einzelheiten werden noch bekanntgegeben. Der Vorstand

Memeler Dampfboot

DIE HEIMATZEITUNG ALLER MEMELLÄNDER

Herausgeber F. W. Siebert, 2900 Oldenburg, Ostlandstr. 14 A, Telefon 0441 - 3 65 35. Schriftleitung F. W. Siebert unter Mitarbeit von H. A. Kurschat, 87 Würzburg-Heidingsfeld, Nikolaus-Fey-Straße 72. Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialen gezeichnet sind, stellen die Meinung des Autors dar, nicht unbedingt die Meinung des Verlags und der Schriftleitung. Einsendungen nur an den Verlag des „MEMELER DAMPFBOOT“, 2900 Oldenburg, Ostlandstr. 14 erbeten. — Druck und Versand: Werbedruck KÖHLER + FOLTMER, 2900 Oldenburg, Ostlandstr. 14. Bankverbindungen: Oldenburgische Landesbank AG, Konto-Nr. 56 884; Volksbank Oldenburg, Kto.-Nr. 23 495. Postscheckkonto: Werbedruck Köhler + Foltmer, Hannover Nr. 229 46. — Bezug durch alle Postanstalten. — Vierteljährlicher Bezugspreis 6,00 DM.

Am 2. August 1974 begeht Frau

MARIE PODSZUS, geb. Stimbra

4763 Höingen/Westf., Hoppegarten 15
früher Pialen bei Prökuls

ihren **75** Geburtstag



Es gratulieren und wünschen ihr für weitere Jahre alles Gute und Gesundheit.

Bruder Heinrich
Schwägerin Elisabeth
Nichte Ellen
und Cousine Lissy 2 Hamburg 19

Ansichtskarten

2., 3., 4., 5., 6., 7. u. 8. SERIE

mit vielen hübschen
Motiven aus der
Heimat in Serien
von 12 Stück

DM 2,00

liefert Ihnen Ihr Verlag

WERBEDRUCK
Köhler + Foltmer

29 Oldenburg - Ostlandstr. 14

WITWE (60 Jahre), frohe u. heitere Natur, liebt Musik und gute Unterhaltung, möchte gerne mit gleichgesinnten Herrn in Briefwechsel treten. Zuschriften mit Bild unter **MD 730** an den Verlag des MD erbeten.

Fern der Heimat verstarb nach kurzer, schwerer Krankheit am 15. Juni 1974 unser lieber Onkel

Georg Kurschat

im Alter von 80 Jahren.

Im Namen aller Angehörigen:

Walter Tazus und Frau

4131 Orsoy a. Rh.
Früher Prökuls



Was Gott tut, das ist wohlgetan,
es bleibt gerecht sein Wille.
Wie er fängt seine Sachen an,
will ich ihm halten stille.

Nach langer, schwerer Krankheit hat Gott der Herr meinen herzenguten Mann, lieben Vati, Schwiegervater, Opa, Bruder, Schwager und Onkel

Michael Klimkeit

Prediger i. R.

im Alter von 76 Jahren heimgerufen.

In tiefer Trauer:

Anna Klimkeit, geb. Bendiks
Renate Gunzenhauser, geb. Klimkeit
Klaus Gunzenhauser
Seine lieben Enkelkinder
Annette, Thomas und Tanja

7344 Gingen/Fils, Filsstr. 30
Früher Dittauen, Kr. Memel
Die Trauerfeier fand am 24. Juni auf dem Friedhof Gingen/Fils statt.

Am 18. 5. 74 ist unser lieber Sohn und Bruder

Hans Grauduschus

geb. 7. 4. 1944

durch einen tragischen Verkehrsunfall aus diesem Leben geschieden.

In tiefem Schmerz:

Walter Grauduschus u. Frau
Gertrud, geb. Prischmann
Helene Grauduschus
als Schwester
und alle Verwandten

2842 Lohne, Friedrichstr. 4
Früher Nimmersatt, Kr. Memel

CHARLOTTE KEYSER

**Von Häusern
und Höfen
daheimklingt es
nach**



Geschichten aus dem Stromland der Memel mit Illustrationen der Verfasserin, 136 Seiten, im vierfarbigen Glanzeinband, bei Bezug direkt durch unseren Verlag

DM 8,60

Werbedruck Köhler + Foltmer

29 Oldenburg, Ostlandstraße 14

Jeder neue Leser stärkt Deine Heimatzeitung!

Meine liebe Frau und treue Lebensgefährtin, unsere herzensgute Mutter und Großmutter

Carla Borchert

geb. Matz

wurde heute im 72. Lebensjahr von ihrem schweren Leiden erlöst.

Wir gedenken ihrer in Liebe und Dankbarkeit:

Dr. med. Frank Borchert, vorm. leit. Arzt
d. chir. Abt. d. Städt. Krankenhauses Memel

Dr. med. Ilse Degenhardt, geb. Borchert
und Familie

2394 Satrup/Flensburg, den 11. Juni 1974

Nach langer, schwerer Krankheit verschied am
11. 5. 74 mein lieber Mann, unser treusorgender
Vater, Opa, Schwiegervater, Bruder und Schwager

Martin Szelwis

im Alter von 68 Jahren.

In tiefer Trauer:

Anna Szelwis, geb. Szardenings

Dr. Ruth Redweik, geb. Szelwis mit Familie

Günter Szelwis

und alle Anverwandte

München 45, Linkstraße 13

Früher Försterei, Kr. Memel/Ostpr.

Herr, Dein Wille geschehe,
nicht unser.

Für uns völlig unerwartet nahm Gott, der Herr,
unseren treusorgenden Vater, meinen guten Bruder,
unseren Schwager und Onkel

Johann Wilks

* 4. 11. 1891 † 27. 6. 1974

zu sich in die Ewigkeit.

Helene Wilks
Brunhilde Wilks
Georg Wilks
und alle Angehörigen

Norderstedt 1, Finkenried 6 e

Früher Alk, Kr. Heydekrug

Die Beerdigung fand statt am Freitag, dem 12. Juli 1974, um 11 Uhr
von der Kapelle des Friedhofs Harksheide in Norderstedt.

Am 23. Mai 1974 verstarb nach langer, schwerer, in Geduld
ertragener Krankheit und einem erfüllten Leben im Alter
von 87 Jahren unsere liebe Mutter, Großmutter, Urgroß-
mutter, Schwester, Schwägerin und Tante

Anna Wilks

geb. Matzeik

In stiller Trauer
im Namen aller Hinterbliebenen:

Marie Matzas als Tochter

6501 Wörrstadt, Albert-Schweitzer-Str. 3

Früher Schilleningken bei Prökuls, Kr. Memel

Paul Sabrautzky

geb. 11. 10. 1897 in Memel/Ostpreußen

gest. 31. 5. 1974 in Hamburg

Mein lieber Mann, unser guter Vater, Opa, Schwager und
Onkel ist heute von uns gegangen. Er hatte ein Leben
voller Erfüllung, Arbeit und auch Entbehrung hinter sich.
Fern seiner geliebten Heimat starb er als letzter seiner
Geschwister.

Elisabeth Sabrautzky
Hans-Jürgen Sabrautzky
Günter und Monika Sabrautzky
Britta, Anja und Edda
als Enkelkinder

2 Hamburg 55, Güllweg 9

Früher Memel, Hermann-Göring-Str. 27, „Bürgerbräu“

Die Trauerfeier fand statt am Freitag, dem 7. Juni 1974, um 14 Uhr,
Kapelle Blankeneser Friedhof, Sülldorfer Kirchenweg.

Bruno Schulz

* 23. Februar 1893 † 1. Juni 1974

Memel/Ostpr. Berlin

Marie Schulz

geb. Frentzel

* 6. April 1893 † 15. Juni 1974

Baugstkorallen, Kr. Memel Berlin

Es trauern in Liebe und Dankbarkeit um sie:

Siegfried von Schulze
Hans von Schulze
und Verwandte

2901 Hundsmühlen, Görlitzer Weg 8

Ihre Anzeigentexte

senden Sie uns bitte stets in gut
lesbarer Schrift ein, da wir sonst für
die richtige Wiedergabe des Wortlauts
nicht garantieren können.